

Heimatsdiskurs – ein deutsches Problem?

MICHAEL DAXNER

Es geht um die deutsche Beteiligung an den Interventionen im Kosovo, am Horn von Afrika, vor allem in Afghanistan, und die Einsätze der Bundeswehr an diesen Unternehmen out of area. Wir wollen wissen, wie die Einstellungen zu diesen Interventionen zustande kommen, wie die Medien die vorbewusste Urteilsbildung zum Einsatz unserer Bundeswehr in Afghanistan aufgreifen; wie die Politik durch diesen „Diskurs“ gesteuert wird. Und warum nennen wir ihn den Heimatsdiskurs? Diese Frage will ich zunächst beantworten. Dabei kommt es auch darauf an, klarzustellen, wer spricht, wer zum Thema etwas zu sagen hat und wer ich, wer wir sind, wer Man ist.

Ich werde eine sehr kurze Forschungsgeschichte mit einigen grundlegenden Verbindungen unseres Themas zur Interventionstheorie verbinden. Die Frage, wer in diesem Buch spricht und über wen wir sprechen, ist bedeutsam (1 *Wir*); danach erfolgt eine Annäherung an das Thema, sie setzt die Motivation der Einleitung fort (2 *Fragen an das Thema*); der Bezug zur Interventionsforschung wird hergestellt (3 *Interventionsgesellschaft*); Beispiele erläutern unsere Vorgehensweise und zeigen die Probleme, die wir thematisieren (4 *Der Heimatsdiskurs entfaltet sich*); schließlich werden Hypothesen und ein Theoriesegment vorgestellt (5 *Das Thema wird Wissenschaft*).

1 WIR

Es gibt drei Ebenen, die zu Beginn auseinandergehalten werden, damit man die verschiedenen Stimmen, die zur Sprache kommen, unterscheiden kann: das *Ich* des Autors markiert eine spezielle Theorie und Empirie von Interventionsgesellschaften, die ich seit meinem Dienst bei UNMIK im Kosovo ab 2000 entwickelt habe. Theorie und Empirie führen zu einem *Wir* eines Forschungsverbundes, der in Oldenburg seinen Ausgang nahm und nach einer Tagung 2008 an der FU Berlin platziert ist. Und drittens gibt es ein dichtes Netzwerk eines virtuellen Forschungsfeldes, also auch ein *Wir*, dessen Konturen im Prozess von Forschung und Kooperation sich gerade festigen und herausbilden. Hieran sind eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen am SFB 700, an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg, am CCS Marburg und viele Studierende, Doktorandinnen und Doktoranden beteiligt. Einige sind Autorinnen und Autoren dieses Buches.

Das im Verlauf dieses Textes durchgängig verwendete *Wir* ist eine kollektive Bezeichnung, die Autorschaften und konkrete Kommunikationen oft unschärfer als die Argumente und Begriffe erscheinen lässt. Wir sind die Komplizen des Heimatdiskurses, wir lassen ihn erscheinen und indem wir ihn erklären, machen wir Politik und Wissenschaft zugleich. Da ich für die Genealogie und das Netzwerk unserer Zusammenarbeit mitverantwortlich bin, komme ich des Öfteren auch als individuelles Subjekt vor, ich bevorzuge aber das zweite, das komplizenhafte Wir, als beständige Konstante eines „*Work in progress*“.

Am Anfang dieser Arbeit stand allerdings mein Heraustreten aus einer anscheinend nicht in Frage stehenden wissenschaftlichen und politischen Arbeit im Bereich von Hochschulreform, also dem Verhältnis von Universität und Gesellschaft. Auch der Bruch, meine Arbeit im Kosovo, begann noch mit Hochschulpolitik – ich war dort Bildungs- und Hochschulminister für UNMIK – und ging doch bruchförmig in etwas anderes, die Konfliktforschung und Interventionswissenschaft, über. Viel von dem Material, – Quellen, Dokumente, Archiv und Gespräch – das wir verwenden, ist subjektiv durchtränkt: Heimkehrerliteratur, Erlebnisberichte, Reiseaufzeichnungen, und höchst persönliche Schilderungen von Befindlichkeiten von Menschen, die die Grenze des Öffentlichen und der Politik an einer „Front“ erleben, die nicht automatisch eine des Krieges und der Vernichtung, aber oft eine an der Grenze von Leben und Überleben ist. Vieles in unserem Material erscheint anekdotisch, anderes ist rezyklierte Information, die immer wieder aufgewärmt wird, und viele wissenschaftliche Analysen sind einseitig auf eine vorausgewählte Leserschaft zugespißt. Das Material aber ist der Stoff, aus dem auch die Mandatsverlängerung für Afghanistan, aus dem der Umbau der Bundeswehr, aus dem das Gefühl der Bevölkerung für Veteranen

und Soldatenbegräbnisse, aus dem Sonderjustiz und Bewusstlosigkeit gleichermaßen gemacht sind.

Es muss betont werden, dass unsere Absicht weder eine diskursanalytische ist, noch eigentlich kulturwissenschaftlich sich in die Verhältnisse von Kultur und Krieg bzw. Intervention der Gegenwart, im Rahmen der deutschen Politik, einbringen möchte.¹ Wir haben den Heimatdiskurs als einen wesentlich die Entscheidungen und Praktiken der Gesellschaft im, und in Bezug auf, die Auslandseinsätze („Interventionen“) beeinflussenden geortet und müssen versuchen, ihn zu verstehen um ihn denen, die Entscheidungen treffen und denen, die sich dazu verhalten, zu erklären. Das gilt auch denen gegenüber, die ihn zu verstehen meinen und denen, die sich selbstbestimmt dazu zu verhalten glauben; jede Diskursanalyse unterliegt dem Problem der Komplizität. Die Offenlegung der Grundmuster und Subtexte eines Diskurses ist immer Kritik und Handlungsanweisung bzw. Sprechhinweis zugleich. Damit wird eine Arbeit am Heimatdiskurs notwendig politisch und fordert einen rational begrenzten Regress der Wissenschaft dahingehend heraus, dass sie die endlos nach hinten erweiterbare Reflexion ihrer eigenen Voraussetzungen an einer pragmatischen Stelle abbrechen muss: Dazu sind einige Rückgriffe nötig, die zugleich epistemologisch gebraucht werden können: woher wissen wir, was wir wissen und wie ist dieses Wissen zustande gekommen? Dies geschieht, wie gesagt, immer im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Freiheit, Anfang und Ende und Intensität dieses Rekurses festzulegen, also nicht endlos in unauslotbare Tiefen hinabzusteigen; das unterscheidet uns von der Philosophie.

Zwischen dem Wir unseres Zuordnungsmechanismus steht Bourdieus Anspruch, dass Wissenschaft leisten soll, dem Bürger die Meinungsbildung zu ermöglichen. Zwischen dem kollektiven Wir der Deutschen und dem Wir der wissenschaftlichen Gemeinschaft gibt es mehrfach gebrochene Beziehungen. Gibt es in Fragen von Krieg und Gewalt – man würde gerne sagen, in den „Neuen Kriegen“ – die Differenz von Experten und Laien so klar wie früher?²

Die Loyalität der Wissenschaft, quasi im Staatsauftrag die Anthropologie des nationalen Kollektivs zu dekonstruieren, ist ein prekärer Topos. Politische Anthropologie, Interventionsforschung, und die dazu gehörigen Sozial- und Kulturwissenschaften sind – soweit theorieorientiert und im „Grundlagenbereich“, in der Forschungsfinanzierung weitgehend staatlich reguliert (Nordstrom 2009:

1 Die u.W. einzige nachhaltige Beschäftigung in Deutschland mit diesen Phänomenen auf einer diskursanalytischen Basis findet sich in der Zeitschrift KultuRRevolution.

2 Lyotard leugnet diese Differenz schon bei Vietnam, und in der Tat ist dies eine post-moderne Setzung, die Differenz zu verringern oder gar aufzuheben.

71ff); es gibt viel Unbehagen an der Forschung, die sofort mit Krieg oder Kriegsverbesserung assoziiert wird (vgl. SZ „Ungeliebte Militärforschung“, 27.2.2012, Chiari 2012: 38f.). Der Staat ist implizit auch ein Komplize der Forschung, und doch wird es im Bezug auf den Heimatdiskurs etwas komplizierter als zum Beispiel bei der physikalischen Grundlagenforschung. Die Dekonstruktion seines eigenen weltpolitischen Handelns und der damit verbundenen innergesellschaftlichen Konsequenzen stellt ein eigenartiges Verhältnis von unbehaglicher Mischung aus Erkenntnisbestreben und Aversion gegen Kritik her, das zu tiefgestaffelten Legitimationsübungen des Adressaten „Staat“ führt. Andererseits ist die so genannte autonome Forschungsfinanzierung nie frei von der Verdächtigung, wir betrieben ja doch „nur“ verkappte wissenschaftliche Politikberatung. Man kann sinnvolle Aussagen zum Thema Intervention fast nur machen, wenn man sich in ein affirmatives Verhältnis zu genau den Systemen begibt, die man auch kritisiert. Oder man bewegt sich in einem moralischen Diskurs, der sich unsensibel gegenüber empirischen Befunden zeigen muss, wo seine Prinzipien angegriffen werden, häufig in parteipolitischen Beschlussdiskussionen oder gegenüber Militärs innerhalb von festgelegten Auftragsstrukturen, in denen sich Empirie nicht gegen Definition durchsetzen kann.

Ein Problem ist, dass wir uns zwar eindeutig auf der Expertenebene befinden, aber eine offene Flanke gegenüber einer von den Laienkollektiven abgesetzten politischen Deutungshegemonie bestimmter Gruppen haben – z.B. Abgeordnete, professionelle Regierungsberater und „Pundits“³. Zu Letzteren werden wir unweigerlich selbst gerechnet, wenn wir öffentlich argumentieren, ohne uns erkennbar die Grenzen und Formate wissenschaftlicher Äußerungen aufzuerlegen. Wenn wir Experten und Laien gleichermaßen den unterschiedlichen Kollektiven zuordnen, die im Diskurs agieren und reagieren, also die Wir analysieren, bemerken wir, dass wir diese verschiedenen, einander überschneidenden Gruppen auch als solche begreifen können, die mitreden, mitreden wollen und mehr oder weniger können, und doch ein *Man* repräsentieren. Sie beziehen ihr Wissen aus den Massenmedien, ohne ihre Quellen zu problematisieren (Bussemer 2010 sowie das ganze Schwerpunktheft der *vorgänge* Nr. 192/2010). Ein gutes Beispiel ist das furiose Buch von Engelhardt (2010). Die Medien beeinflussen den Heimatdiskurs, sind aber vor allem von ihm getrieben, oft über die

-
- 3 Pundit (engl.) meint neutral einen Experten, der sich den Massenmedien als Kommentator anbietet. Der Begriff wird oft sanft ironisch verwendet, wenn die Pundits auch nicht mehr wissen als die Experten von Think Tanks. Interessant wird es, wenn auftragsgebundene Think-Tanks ihren Experten unzensurierte Öffentlichkeit erlauben (müssen) und dann ihre Auftraggeber in objektivem Licht zeigen (müssen).

Medien, und da diese sich selten ihrer eigenen Getriebenheit bewusst sind bzw. dieser Ausdruck geben, ist das, was letztlich zu folgenreichen Entscheidungen und komplexen Legitimationsprozessen führt, nicht an der Oberfläche zu sehen (vgl. Neumann in diesem Band). Diese Beobachtung macht unsere eigene Arbeit mit Medien plausibel.

Hier ein bemerkenswertes Beispiel: Für die USA ist es nicht möglich, einen Krieg (War) zu verlieren. Es gibt immer einen Feind (Enemy), der entweder virtuell ist (Terror), oder neuerdings gruppenspezifisch benannt wird (Taleban, Al Qaeda etc.) und solange der Feind *ist*, muss er besiegt werden. Deutschland hat im 20. Jahrhundert mühsam gelernt auch auszusprechen, dass und in welchem Ausmaß man Kriege verloren hat und besiegt wurde. In Deutschland durfte man lange Zeit nicht von Krieg sprechen, dann durfte man, hatte aber keinen Feind.

Abbildung 1: Merkel nennt es Krieg

FAZ, 19.12.2010

Merkel nennt es Krieg

Die Kanzlerin auf Blitzbesuch in Afghanistan. Treffen mit Karzai

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.12.2010.

MAN kann über das „es“ mitreden. Jeder, der eine bestimmte Art von Zeitungen liest, weiß das „es“ sofort zuzuordnen. Es kann nur um Afghanistan gehen. Für jedes der differenzierten Wir bedeutet dieses „es“ etwas anderes, aber immer wird es mit Krieg gleichgesetzt, die Klassifikation ist erfolgreich beendet, ab nun ist der Auslandseinsatz Krieg – und zwar unabhängig von Völkerrecht, Kriegerrecht und Konventionen.

Der Krieg bindet die Kollektive aneinander – und eint sie in der Komplizenschaft. Die Grundformel für diese Komplizität hat Dirk Baecker aus den Sozialwissenschaften heraus formuliert: Wir können die Komplizenschaft in beschränkten und modifizierten Fällen auf die Gemeinschaft aller Wir-Kollektive ausdehnen, die in Deutschland sich zum Afghanistan-Einsatz verhalten. Mit der Freigabe des Kriegs als Rahmen für ein konkretes Geschehen entstehen auch neue semantische Bestimmungen. Es gilt, ein ganzes Vokabular neu zu ordnen: Kriegsheimkehrer, Veteranen, Gefallene; für die Invaliden haben wir noch keinen richtigen Begriff, und an den Gefallenen orientieren sich neue Diskursvarianten: Helden, Krieger, professionelle Interventionssoldaten; gleichzeitig entsteht ein neues, zusätzliches Wir, das sich über die Gefallenen mit der Heimat, mit der deutschen Politik, gegen sie oder ohne sie, formatiert. Verteidi-

gungsminister de Maizière reagierte im Februar 2012 mit Unverständnis, dass sein Publikum mit den Vorschlägen zur Ehrung von Veteranen nichts anfangen konnte („Verteidigung – Bundeswehr: Widerstand gegen Veteranenehrung am Volkstrauertag. SZ, 16.2.2012). Veteranen sind in der Gesellschaft noch nicht angekommen, der Heimatdiskurs bereitet sie aber darauf vor. Ein anderes Beispiel ist die Umdeutung von Reservisten in der Interventionsarmee (Bonacker et al. 2010, Daxner 2011, Müller 2012).

Und noch eine Vorbemerkung, die wiederum auf die *Wir* des Anfangs eingeht und sie in gewissem Sinn erweitert, entgrenzt, und doch wiederum einschränkt: Im Alltagssprachgebrauch kann *Wir* ja auch bedeuten „wir Deutschen“ oder „Alle“, für Soldaten kann es die NATO, die Bundeswehr, die Kompanie meinen, für die Leitartikler eine imaginäre, durch rationale Urteile verbundene Intelligenz. Die folgende Übersicht gibt nicht alle Varianten an, die eine je verschiedene „Vergemeinschaftung“ (über Werte, soziale Zuordnungen und funktionale Differenzierung) erfahren.

WIR – der Nationalstaat Bundesrepublik Deutschland in seiner souveränen Außen- und Sicherheitspolitik.

WIR – als Entsendestaat von Militär und Polizei, als Mitfinanzier und Ausrüster einer Intervention, als Heimatland von gefallenen, Veteranen, und Verwundeten.

WIR – die Bundesrepublik Deutschland in einem Geflecht supranationaler Verpflichtungen und Allianzen (UN, NATO, Bündnisse (OEF), Konventionen (Menschenrechte).

WIR – „Deutschen“, deutsche Bürgerinnen und Bürger in einer moralischen und pragmatischen Beziehung zu den Menschen in Afghanistan, die aus diesen Beziehungen (Empathie, Ablehnung, wirtschaftliche und kulturelle Interessen) Politik machen wollen und Entscheidungen zu beeinflussen suchen.

WIR – die wir heute hier wissenschaftlich und als ExpertInnen darüber diskutieren, was wer im Einsatzgebiet und daraus abgeleitet, bei „uns“, erwarten kann. (Daxner 2011a)

Dieser Formalismus wird uns sehr hilfreich sein. Wenn wir etwa feststellen, wie weit nationalistische Ressentiments ein *Wir* bestimmen, das zu wissen meint, was „unsere“ Soldaten im Kampf mit den Taleban tun dürfen und sollen, dann wird eine ganz komplizierte Rückbindung dieses *Wir* auf Gesellschaft und Staat in der Bundesrepublik deutlich. Nun ist bei den meisten Interventionen von den beteiligten Nationalstaaten selten die Rede; supra-nationale Bündnisse, bilaterale Abkommen und alle möglichen Sachzwänge lassen die nationalstaatliche Struktur der sog. Internationalen Gemeinschaft (als einer hegemonialen!) in den Hintergrund treten, auch, weil es sich bei den intervenierten Ländern meistens nicht um Nationalstaaten im modernen Sinn handelt – und weil die Nationalstaaten

strukturell auf dem Rückzug sind. Wenn aber rhetorisch „nationale Interessen“ vorgebracht werden – wie in der Euro-Krise – dann ist die nationale Konstitution eines Wir gegenüber globalen, lokalen und hybriden Varianten („transnational“) keineswegs trivial, weil sie mit Hilfe von aggressiven Spielarten im Heimatdiskurs zu einer Radikalisierung von politischen Entscheidungen führen kann; oder aber zu keinen Entscheidungen führt, weil man lieber sich einer Führungsmacht anvertraut, als national bestimmt, dieser entgegentritt.

2 FRAGEN AN DAS THEMA

Das Land im Krieg – undenkbar; Deutschland wieder an allen Ecken der Welt militärisch präsent – ein Albtraum oder Unterwerfung unter die Realitäten, die so gerne alternativlos genannt werden? Eine moralische Verpflichtung, die unser Land von Einsatz zu Einsatz treibt, das Böse tun, um das Gute zu erreichen, Krieg zu führen, um Frieden zu schaffen?

So grob wird selten ein Argument gebraucht, aber auch feinere Schattierungen dieser Fragen sind noch beunruhigend genug. Waren wir nicht zu Recht stolz darauf, dass Deutschland sich aus der Nachkriegszeit heraus zu einer entwicklungsfähigen Demokratie und einem glaubwürdigen Konzept internationaler Solidarität entwickelt hatte; dass dieses Land bei aller Westbindung, Bündnisloyalität und Dankbarkeit gegenüber den früheren Alliierten eine eigenständige Position in der so genannten internationalen Staatengemeinschaft eingenommen hatte. Vorbei die Zweifel, ob nicht der Faschismus unter einer dünnen Oberfläche noch auf eine weitere Chance lauerte, wie das in den 60er Jahren durchaus noch diskutierbar war. Vorbei die Selbstbeschreibung „Wirtschaftsriese – politischer Zwerg“, die unsere Nachkriegsstellung in der Welt charakterisierte.

Nach 1989 waren wir doch bereit, die Friedensdividende mit einzustreichen. Die Balkankriege der frühen 90er Jahre belehrten uns schnell eines Besseren. Und schon standen wir im Kosovo, führend an KFOR beteiligt. Heute sind wir einer der wichtigsten Partner des militärischen Teils der Intervention in Afghanistan 2001-2014. Das Abzugsdatum steht zwar schon fest, aber ob es halten wird, ist ungewiss. Werden wir also dabei sein, wenn es weiter geht? Gerade hat sich die Militärgeschichte des Themas bemächtigt, und das ist ein sicheres Zeichen dafür, dass der Wandel im Begriff ist, ins kollektive Gedächtnis unserer Gesellschaft zu treten und die Narrative des Nachkriegs-Deutschland erneut umzudeuten.

Die Wissenschaft muss auch deshalb Antworten suchen, weil das, was bei den Interventionen „*out of area*“ geschieht, ja Folgen „zu Hause“ hat: Tote und

Verwundete, Traumatisierte und Veteranen kommen „zurück“; der Militäreinsatz kostet unheimlich viel Geld. Private Sicherheitsfirmen kämpfen nicht nur vor Ort, sondern machen sich auch zu Hause an allen möglichen öffentlichen Orten breit und verunsichern uns mehr als sie uns schützen. Demagogen aller Schattierungen reden uns ein, dass wir Abstriche bei der Freiheit machen müssen, um Sicherheit zu erhalten.

Die Wissenschaft, die Universität, ist *Forum für die Fragen der Zeit* (Karl Jaspers). Dass die Probleme relevant sind, dass die Probleme identifiziert werden müssen, dass man der Politik Lösungsvorschläge anbieten muss, ist keine Wahl aus Gesinnung oder politischer Parteinahme. Man kann sehr wohl die Intervention in Afghanistan für richtig erachten und trotzdem fast alles, was in ihrem Rahmen geschieht, kritisieren; oder man kann sie von Anfang an ablehnen, und dennoch mit jeder Kritik einen Verbesserungsvorschlag für eben diese Intervention einbringen. Man kann sich darauf zurückziehen, dass wir eine Parlamentsarmee haben und Bündnisverpflichtungen dazu, oder man beruft sich auf die Mehrheitsmeinung oder gar Mehrheitsstimmung der Bevölkerung.

In diesem letzten Absatz gibt es kein Wir und kein Ich mehr, sondern nur noch MAN. Wer und was ist dieses Man, das einen Diskurs aufbaut und sich bewegen lässt, der entscheidend zur Meinungsbildung, Ideologisierung und Verdrängung eines Einsatzes deutscher Truppen fernab in Afghanistan beiträgt. Einen Diskurs, den es vor dem Kosovo-Einsatz nur sehr unterschwellig, wenn überhaupt, gegeben hatte, und der mit dem langjährigen Afghanistaneinsatz zu einer wichtigen Komponente in der macht- und herrschaftsbezogenen Dynamik der Intervention werden sollte.

Unsere Fragestellung war von Anfang an nicht darauf gerichtet, wie die Staaten sich zur schwindenden Norm der Souveränität und zum Nichteinmischungsgebot verhielten, sondern was diese Haltung bzw. die Interventionsakte mit den beteiligten Gesellschaften – den intervenierten und den intervenierenden – machen.

Einen Teil der Fragen haben wir ohne speziellen Deutschlandbezug in der Theorie von der *Interventionsgesellschaft* aufgehoben. *Der Kern dieser Theorie ist, dass Intervenierende und Intervenierte eine neue Form der Gesellschaft herstellen, die irreversibel ist, wenn sie auch nicht von Dauer sein muss oder sein soll.* Wenn man die Literatur nur an den Beispielen Kosovo und Afghanistan studiert, kann man bereits Hinweise auf speziell deutsche (oder amerikanische, britische, europäische etc.) Deutungsvarianten finden, erweitert man diese Liste um weitere Interventionen, dann ergeben sich weitere Dimensionen – Eingriffstiefe, Machtstrukturen, Gewaltstrukturen, Ergebnisse bezogen auf globale Sicherheitsarchitekturen etc. – einschließlich einer Verdattung, die der Normali-

tätsthese eine besondere Variante gibt.⁴ *Interventionen sind normal*. Auf bestimmte Umstände reagiert die so genannte Internationale Staatengemeinschaft eher mit einer Intervention, als dass sie eine solche unterlässt. Das hat sich seit Libyen und Syrien nur scheinbar geändert.

Für mich bedeutete das die Frage nach einer *Anthropologie von Interventionen*. Zudem konnte jeder nachvollziehen, dass *das Mandat von UNMIK, als Staat zu agieren, doch etwas anderes war als das Wie ein Staat zu agieren*. Fragen von Regierungsform (Governance), Legitimität und Effektivität sowie fundamentale Beziehungen zwischen der intervenierten Gesellschaft und den intervenierenden traten sehr schnell zutage: die Intervenierten waren mehrfach gespalten, in ethnische Mehrheiten und Minderheiten, in Rückkehrer aus der Diaspora, Daheimgebliebene, Kämpfer und gewöhnliche Residenten, Junge und Alte, Männer und Frauen. Und dann noch einmal entlang politischer und kultureller Feinstrukturen, Kapitalmischungen und Statusdifferenzen. Was von all dem „zu Hause“ wahrgenommen wurde, stand zu untersuchen noch aus. Unsere Arbeit wurde, wenn sie denn anfangs wahrgenommen wurde, sehr bald aus einem ganz bestimmten Blickwinkel kritisiert: dem der *Normalität von Intervention*.⁵ In den ersten Absätzen dieser Einleitung wird aber schon deutlich, dass es sich um ein Interpretationsproblem der Nachkriegsgeschichte handelt, bei dem es auch darauf ankommt, die Position des Interpreten auszuleuchten. Dass es sich um ein deutsches Problem allein handle, ist unwahrscheinlich, dass es sich

4 Die Normalisierungstheorie von Jürgen Link spielt für uns eine wichtige Rolle, kommt allerdings unmittelbar weniger zum Ausdruck als in verschiedenen Anwendungen: Seine Theorie des Normalismus ist einer der bedeutsamsten Beiträge parallel zur Diskurskritik. Dabei steht Link meinen Forschungen kritisch gegenüber (Link 1999, 2000, 2009 und 2010; Parr 2010).

5 www.german-foreign-policy.com (aufgerufen am 20. Mai 2010). Der Text ist wortgleich bis paraphrasiert sehr oft nachgedruckt und als Abwehr von Veranstaltungen, Vorträgen usw. verwendet worden. Noch im Dezember 2011 (www.asta-marburg.de) wurde der Vorwurf zitatlos wiedergegeben; die Meldung wurde unkommentiert von der Piraten-Partei Marburg-Biedenkopf übernommen (www.piratenpartei-marburg.de/aggregator/sources/14). Denn das Nichtwahrhabenwollen des Faktischen und des empirisch Belegten ist ein Teil des Heimatdiskurses selbst. Am 10.2.2011 verbreitete www.bundeswehr-wegtreten.org/akt_2011 eine Version über die „„unehrenhafte“ Verabschiedung von Kriegsforscher M.D., worin geschlossen wurde, ich würde für die Bundeswehr arbeiten, was weder in der Vergangenheit noch gegenwärtig stimmt.

um ein globales Problem auf einer Dimension handle, ist empirisch leicht zu widerlegen. Worum also geht es?

Dass Deutschland sich mit etlichen anderen Staaten des westlichen Bündnisses und einigen NATO-Aspiranten und Mitgliedern der *Partnership for Peace* am Kosovo-Einsatz beteiligte, wird von vielen als Bruch mit dem bisherigen Nachkriegsnarrativ der Bundesrepublik betrachtet. Dass die NATO eine vom Verteidigungsfall entfernte Operation zu einer jahrelangen Intervention ausweitete (Afghanistan) oder diesen Fall gleich gar nicht beansprucht (Libyen), zeigt ganz andere Interventionsstrukturen und Legitimationen als frühere Operationen oder davon völlig unterschiedene Kriege wie den der USA und ihrer „freiwilligen“ Koalitionäre gegen den Irak (2003). Was uns vielfach besonders übel genommen wurde, war aber eine andere, eher schlichte Beobachtung: unabhängig davon, ob *wir* eine Intervention für völlig illegitim halten (Irak 2003) oder sie als Bestandteil der neuen Weltpolitik analysieren (Afghanistan) – also ambivalent bzw. „neutral“ uns verhalten – finden wir bestimmte Merkmale von Interventionengesellschaften in beiden Fällen, und bei anderen Interventionen ebenfalls. Wir haben also eine These aufgestellt, die *die Trennung von Interventionsursachen und Interventionsfolgen behauptet*. Das ist kein ganz nebensächlicher Befund. Er besagt nämlich zunächst nichts anderes als *eine weitgehende Universalität von Interventionsfolgen gegenüber der Kontingenz von Interventionsanlässen*. Wie das in die Entsende- und Einsatzländer „transportiert“ wird, hat uns angesichts des kurzlebigen Gedächtnisses über Interventionsursachen zu interessieren. *Gibt es eine Reisefähigkeit der Interventionsgovernance?*

Am Ende des Einsatzes in Afghanistan steht die Umwandlung der Bundeswehr in eine Interventionsarmee als Reformvorhaben auf der Tagesordnung. Die Einsätze bringen damit notwendig und empirisch ein Verhältnis des Nationalstaates Deutschland zur intervenierten Gesellschaft im Kosovo bzw. in Afghanistan hervor. Mit anderen Worten: *durch den Auslandseinsatz wird eine strukturelle Beziehung zwischen den Systemen der deutschen Gesellschaft und denen der intervenierten Länder hergestellt*. Wir werden später feststellen, dass es auch Beziehungen zwischen den Lebenswelten der beiden Gesellschaften geben muss. Mit dieser Festlegung werden mehrere Fragen aufgeworfen: worin unterscheiden sich die *deutschen* Qualitäten dieser Beziehungen von denen anderer intervenierender Staaten? Welche Folgen haben die Interventionen für die deutsche Gesellschaft, für ihr Regierungshandeln, für ihre Innenpolitik, für ihre Kultur, und für ihre supra-nationale Einbindung? Gibt es bei den Intervenierten besondere Folgen der spezifisch deutschen Anteile an der Intervention?; oder werden diese durch übergeordnete militärische Institutionen (KFOR, ISAF) oder zivile Einrichtungen (UNMIK, OSZE, UNAMA etc.) überbaut, quasi homogenisiert? Wir

müssen hier die Theorie der Interventionsgesellschaft ganz verkürzt wiedergeben, um den Rahmen anzugeben, in dem der Heimatdiskurs *auch* wirkt. Nicht nur in der Heimat, sondern durch Verhalten und Reflexion der im Einsatzland tätigen Intervenierenden, wird der Diskurs transportiert. Dadurch entstehen ja vielfach die Fragen, die der Heimatdiskurs selbst aufwirft: Sind wir im Krieg? Wohin mit den Veteranen? Wie ehrt man Kriegstote? Wofür stehen wir in Afghanistan?

Wenn es aber um die Antworten geht, dann haben wir die Erfahrung gemacht, dass der Weg über die Theorie der Interventionsgesellschaft oft sehr viel besser verstanden und angenommen wird als die notwendige und oft aufwändige Erläuterung dessen, was wir nicht wollen: nämlich eine weitere Variante der ideologiekritischen Medienanalyse zu Auslandseinsätzen zu leisten, wiewohl viel Ausgangsmaterial identisch ist (anderes aber von den Medien überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wird, z.B. die Forschung vor Ort und ethnologische wie soziologische Analysen vor der Diskursanalyse des Heimatdiskurses). Deshalb stehen auch hier die zusammengefassten Thesen zur Theorie der Interventionsgesellschaft am Anfang.

3 DIE INTERVENTIONSGESELLSCHAFT

Ob und unter welchen Umständen eine Gesellschaft Bewusstsein von einer Tatsache entwickelt, ist ein kompliziertes Problem. Schon die kollektive Kenntnisnahme von einem Ereignis oder einer Entwicklung – immer eine große Mehrheit, nie „alle“ – lässt Schlüsse auf die Filterfunktionen von Macht und individuellen Denkvorgängen, Gefühlen, Befindlichkeiten zu, die keineswegs eindeutig und in der ausgesprochenen Feststellung bestimmt sind. Wenn uns etwas am A.... vorbeigeht, erklären wir es für irrelevant oder wir verdrängen, dass es für uns sehr wohl wichtig sein kann. Wenn wir versuchen, einer Sache Bedeutung über unsere Interessen hinaus zu verleihen kann es sein, dass dies aus dem Bestreben Macht über andere zu gewinnen geschieht, oder weil wir die Reaktionen auf eine von uns eingefädelte Sinnggebung sehen wollen.

Wir wollen diese komplexe Diskussion hier eingrenzen. Es geht darum, in welchem Maß die Auslandseinsätze der Bundeswehr und die deutsche Interventionspolitik Gegenstand der öffentlichen Erörterung geworden sind; inwieweit sich Individuen subjektiv betroffen fühlen, ohne objektiv betroffen oder beteiligt zu sein – an diesem Punkt kann man schon sehen, wie schwierig es ist, festen Boden unter die Füße zu bekommen. Subjektive Betroffenheit („Das geht uns alles an, weil...“) und ihre normativen Bindungen, objektive Betroffenheit z.B.

als entsandter Soldat, sind jeweils durch öffentliche und private Umstände bestimmt, die ganz und gar nicht feststehen und von allen anerkannt werden. Es ist eine Sache, ein Problem zu erkennen und Lösungen anzustreben, und ein anderes, dieses Problem zu thematisieren, seine Lösung erstrebenswert und „politisch“ zu machen. Wie wird das Problem der Auslandseinsätze *zum legitimen Gesprächsthema* – zu dem, worüber MAN spricht? Wer darf welche Lösungen mit welcher Autorität erörtern? Wie wirkt das, was legitim erörtert wird und was sich sonst wie Bahn bricht, auf die Entscheidungen und das Regierungshandeln und die Befehlsstruktur und die Interventionspraxis von Bundeswehr und Zivilisten im Interventionsland? Welche Rückbindungsschleifen, Verdrängungen, Verschiebungen, welche Strategien gibt es, sich mit Problem und Thema zu befassen? Und nicht zuletzt: was ist das Erkenntnisinteresse von Wissenschaft an der Beantwortung dieser Fragen bzw. *die welches Wissen wird produziert, damit es in diesen Diskurs eingeht?*

Wir werden ihn Heimatdiskurs nennen und nicht einfach Interventionsdiskurs, sofern er sein Zentrum in einem Land hat, das sich aktiv an einer Intervention engagiert und Truppen für diese Intervention entsendet. Es ist dies ein zentraler Diskussionspunkt in unserer Forschungsgruppe. Kein Heimatdiskurs ohne Intervention, aber etliche Interventionen ohne Heimatdiskurs oder seine Äquivalente in anderen Gesellschaften, d.h. auch Sprachen und Begriffen. Und warum es bei uns die „Heimat“ ist, muss noch begründet werden. In letzter Zeit, nach dem angekündigten Umbau der Bundeswehr, zeitgleich mit der Übergangsphase zum Truppenabzug aus Afghanistan, wird das Thema auch in Deutschland deutlich auf diesen Zusammenhang orientiert: militärgeschichtlich und politisch, aber auch stark subjektiviert.

Die Hauptthesen zur Interventionsgesellschaft sind relativ apodiktisch und hart konturiert; Modifikationen, Einschränkungen und Erweiterungen haben sie seit 2008 zu einer belastbaren Theorie werden lassen, die in einigen Aspekten nicht den gängigen Hauptströmungen der wissenschaftlichen Politikberatung und der politischen Wissenschaft folgt:

Thesen zur Interventionsgesellschaft⁶

Jede Intervention erzeugt eine Interventionsgesellschaft.

Interventionsgesellschaften sind bestimmt durch die dynamische Beziehung von Interventionierenden und Interventionierten. Diese Beziehung führt zu teilweisen Verschmelzungen, kollusiven Verhältnissen und zur Entwicklung neuer Gesellschaftsstrukturen, die nicht einfach Kompromisse zwischen den Strukturen der beiden Gruppen sind. Diese neuen Strukturen sind weitgehend irreversibel.

Alle Interventionsgesellschaften sind strukturell einander ähnlich und vergleichbar, unabhängig von ihren höchst unterschiedlichen kulturellen Erscheinungsformen.

Die Systemebene dieser neuen Interventionsgesellschaft steht in einem besonderen Spannungsverhältnis zur Lebenswelt der Interventionierten. Damit werden unmittelbar die Institutionen (Spielregeln) dieser Gesellschaft und alle Aspekte von Governance auch auf der mikro-sozialen Ebene betroffen (Konfliktregelungen, Traditionen, Werte, Habitus).

Daraus ergibt sich zwingend die Entstehung einer Interventionskultur in der Interventionsgesellschaft.

Bei der Steuerung der Beziehung zwischen Interventionierenden und Interventionierten spielt vor allem der Heimatdiskurs der ersteren eine entscheidende Rolle.

Die beiden folgenden Thesen beziehen sich nur auf Afghanistan, dienen aber dem Kontext der im Heimatdiskurs erläuterten Verhältnisse:

Die Verschmelzung bzw. kollusive Verbindung von intervenierten Afghanen und intervenierenden internationalen Akteuren ist nicht vollständig und nicht gleichmäßig.⁷ Sie erhält durch den bevorstehenden Teilrückzug von ISAF eine besondere Dynamik, weil die Übergangsphase (Transition) bis 2014 dem Geschehen große Aufmerksamkeit sichert.

Es gibt einen Gewaltmarkt in Afghanistan, d. h. viele Gewaltunternehmer profitieren davon, dass Gewaltanwendung nicht de-eskaliert wird; ob andere Gewalt mit genau dem Ziel der De-Eskalation oder des militärischen Sieges anwenden, lässt sich weniger denn je mit Sicherheit sagen. Das beeinflusst die Abzugsdebatte in Deutschland.

6 Die Versionen der Theorie haben seit 2008 eine geringe Variabilität und Ausdifferenzierung gegenüber dem ursprünglichen Text erhalten. Die vorliegende Fassung ist die letzte und umfangreichste, wie z.B. in Daxner 2011 (*Vorgänge*) verwendet wird.

7 Kollusion ist die Komplizenschaft zwischen zwei identischen, unrechtmäßigen Handlungen, die aus unterschiedlichen Ergebnissen zu wechselseitiger Abhängigkeit führen. Wenn etwa eine deutsche Straßenbauinitiative Taleban bezahlt, um den Schutz des sonst gefährdeten Bauvorhabens zu erkaufen; die wollen die Straße nicht, werden aber von der lokalen Bevölkerung, die sie sehr wohl möchte, zur Akzeptanz gedrängt.

Wie wir über Afghanistan sprechen, hat Einfluss auf die Wirkung unseres Bildes von Afghanistan und damit auch auf Deutschlands Einfluss in der Welt (vgl. Janzen in diesem Band) und auf die Legitimation durch eine sich informierende Öffentlichkeit. *Die Theorie konzentriert sich nicht auf den Staat, sondern die Gesellschaft. Nicht Herrschaft und Regierung stehen im Mittelpunkt, sondern Macht und Institutionen.* Die Interventionen mögen von Staaten als Akteuren ausgehen, sie erzeugen aber Strukturen und Kommunikation unter sozialen Gruppen und Individuen, die die Bedingungen und Merkmale von Interventionsgesellschaften repräsentieren. Es wäre nun auch hier möglich, die gesamte Theorie in ihren Elementen zu erklären. Wir verzichten an dieser Stelle darauf, weil es uns um den Heimatdiskurs geht, verweisen aber auf die ständige Weiterentwicklung der Thesen und die Ausdifferenzierung der Theorie seit 2008.

Im Folgenden setzen wir uns explizit mit zwei Aspekten auseinander: Was bedeutet es, dass Interventionsgesellschaften eigene Interventionskulturen ausbilden? Und: wie kann man den Heimatdiskurs, primär in Entsendeländern, fassen und dekonstruieren? Diese beiden Aspekte sind durchaus theoretisch anspruchsvoll und praktisch folgenreich. Sie betreffen ja nicht nur die Konkretisierung der Behauptung, durch jede Intervention entstünde eine neue, nicht bloß vertikal neu gelagerte Form von Gesellschaft mit ihren durch die Intervention geschaffenen Konflikten; sie behaupten auch, dass zunächst vor allem *die Intervenierenden durch einen speziellen Diskurs (teil)gesteuert werden*. Damit werden Problembewusstsein, Themenauswahl, Legitimation und Rückbindung im Kontext von Interventionen lange vor der Meinungsbildung und den formalisierten Prozessen der politischen Entscheidungen in Gang gesetzt. Wir werden sehen, wie der Heimatdiskurs die Medien treibt viel mehr als er von ihnen getrieben wird; wir werden sehen, welche alten und welche neuen diskursiven Praktiken den Heimatdiskurs strukturieren und von ihm strukturiert werden.

Modernisierung und Befreiung – legitimierende Diskurselemente

Zwei Subtexte jedes Interventionsdiskurses sind schwer bloßzulegen. Den meisten militärischen Interventionen seit Kolonialzeiten sind mehr oder weniger offene *Modernisierungskonzepte* eingeschrieben. Dies spielt heute mit der Rückständigkeitsvermutung gegenüber den Objekten von Demokratieexport und exekutiven Vollmachten von Intervenierenden, z.B. bei der Finanzwirtschaft und bei Projektleitungen, eine Rolle. Der zweite Subtext heißt *Befreiung*. Was in der Dekolonisierung evident erschien – Befreiung von Fremdherrschaft und Aus-

beutung – ist heute ein unterschwelliges Legitimationsinstrument für die Interventionen, oft auf der Suche nach öffentlicher Zustimmung.

Modernisierung gehört zu den wichtigsten Elementen der Phänomenologie von Interventionen, sie ist ein Hauptgrund für die These von der irreversiblen neuen Gesellschaft, die von der Intervention hervorgebracht wird. Das Befreiungsmotiv ist ein Antagonist jener Friedenskonzepte, die die Intervention strikt ablehnen. Es gilt hier einen kurzen, aber ganz wichtigen historischen Exkurs einzufügen: *die Geschichte der intervenierten Länder beginnt nicht erst mit der Aufmerksamkeit, die diese Länder durch die Intervention erhalten.*

Die nicht-intendierte Ethnologie früherer Reisebeschreibungen und Reportagen geht in den Corpus nicht-massenmedial vermittelten Wissens ein, das der Archäologie bedarf, um als Werkzeuge von besserem Verständnis dienen zu können. Für die Region Afghanistan gilt dies beispielhaft für Kisch (1993), Schwarzenbach (2001) und Quest (2006). Sowohl in den kollektiven und kulturellen Gedächtnissen ist eine Fülle von Wissen eingeschrieben, das sozusagen „weiterarbeitet“, während es als Gewissheit oberflächlich erscheint.

Interventionskultur hat nichts mit einer „Kultivierung“ der Intervention durch die Interventionen zu tun, im Sinn des Alltagsbegriffs, etwa wie „Esskultur“. Der Begriff meint jene speziell durch die Intervention sich aus der Verbindung von Interventionen und Intervenierten entwickelnde Kultur, die dann wieder ins Entsendeland rückgespiegelt wird und in die Interventions- und Heimatdiskurse eingeht. Dies soll die letzte „Vorbemerkung“ zum Heimatdiskurs sein, den wir nun in den Mittelpunkt rücken.

4 DER HEIMATDISKURS – ERSTE NÄHERUNG

Zunächst die allgemeinste Definition des Heimatdiskurses, um diesem Ausschnitt der Interventionstheorie einen ersten begrifflichen Rahmen zu geben:

Heimatdiskurs bezeichnet die Summe aller diskursiven Praktiken und Strategien, die sich mit der Legitimation, Anerkennung und Bewertung von Politik und Truppeneinsatz außerhalb des nationalen Territoriums befassen.

Im Falle *Deutschlands* ist das eine Beschäftigung vor allem mit der Außen- und Verteidigungspolitik im Kontext der Einsätze im Kosovo (1999ff.) und Afghanistan (2002ff.), aber auch zunehmend im Kontext globaler Innenpolitik, des Kriegs gegen den Terrorismus, der Abwehr von Piraten auf Handelsrouten etc.

Der Heimatdiskurs strukturiert maßgeblich die öffentliche Meinung, die Wechselwirkung von Medien und Öffentlichkeit, die Hintergründe politischer Entscheidungen und die Legitimationspolitik für Auslandseinsätze und globale Bündnispolitik, nicht nur auf militärische Aktionen out of area beschränkt.

4.1 Kurze Geschichte unseres Begriffs

Wie kommen wir zu diesem Begriff? Die Entstehungsgeschichte des Terms ist zunächst mit meiner Arbeit im Kosovo und meiner Auseinandersetzung mit der deutschen Rezeption der Diskurstheorie verknüpft. Der Begriff tauchte aus meinem Vorbewusstsein auf, als ich eine Beschreibung dessen suchte, was in Deutschland – zu Hause, daheim – zum Auslandseinsatz auf dem Balkan gesagt wurde. Der Begriff der Heimat erschien als angemessen, weil er als einziger sowohl ironisch als auch pathetisch verwendet werden kann. Man kann gut erklären, warum die römische *patria* und die französische *patrie* als *Vaterland* für unseren Zweck ebenso wenig brauchbar sind wie *Mutterland*, warum *Heimatliebe* kein *Patriotismus sui generis* ist usw.

Ich wollte einen wissenschaftlichen Begriff erzeugen, der gleichwohl Ironie und Pathos einschloss. Heimat kam in meiner Jugendliteratur hauptsächlich auf den Blick nach Hause aus der Fremde vor, oder beim folkloristischen Heimatverein, oder in den reaktionären Formulierungen *heimatvertrieben* und *heimat-treu*. All das ungebrochen pathetisch, und wenn schon in meiner Perspektive akzeptabel, dann in der Blochschen *Verbindung von wahrer Heimat als wahrer Demokratie*. Ironisch war unsere Einstellung zum assoziierten Volkslied, oder zur Kleingeisterei gegenüber dem Kosmopolitismus (der ja nicht nur global, sondern auch heimatlos war, wie die Juden, die ja auch keine Heimat hatten, jedenfalls bis 1947). Alle weiteren Prädikate bekam der Heimatdiskurs, nachdem ich den Begriff erstmals erprobte und verwendete. Die Arbeitsgruppe übernahm ihn, er wurde in die Theorie geschrieben, und jetzt ist er ihr Bestandteil. In gewissem Sinn ist er ein Neologismus. Wir befassen uns nicht mit Heimat, aber im Zusammenhang mit dem Diskurs gewinnt das Wort eine definitions- und ausdeutungsfähige Qualität. Wir wollten auch ein wenig provozieren, weil ja die Heimat nicht vorkommt im neuen Interventionsdiskurs deutscher Sprache.

Unsere These ist, dass der Heimatdiskurs im Kontext der deutschen Auslandseinsätze vor allem in Afghanistan die politischen wie auch die moralischen und kulturellen Systeme massiv beeinflusst und dass die Eingriffspraktiken in den Diskurs dem gegenüber relativ unkoordiniert und wenig strategisch erfolgen. Unsere Eingangsdefinition ist deshalb idealtypisch, unsere Arbeitsbasis empirisch unterlegt.

Mit der systematischen Befassung mit dem Heimatdiskurs aus der Interventionstheorie heraus wurden erste Schichten ab- und aufgedeckt. Wichtige und griffige Beispiele früher Analysen waren Strucks Rechtfertigungssatz, sowie die Totenkopf-Affäre und in zunehmendem Maß die Frage, ob wir im Krieg uns befinden, und wenn ja, wie, warum und wozu? Die Totenkopf-Affäre ging um Soldaten, die sich bei einer Patrouillenfahrt in Afghanistan mit menschlichen Gebeinen, darunter einem Totenschädel, vergnügt hatten und dazu ein entblößtes Glied ins Spiel brachten (Google 356 Hits am 21.8.2012 unter „Totenkopf-Affäre – entblößtes Glied“). Der Gang der Aufdeckung, Kommentierung, Skandalisierung und Bewertung der Affäre ist so typisch für den Beginn der offenkundigen Phase des Heimatdiskurses wie wenige andere Ereignisse. Wenn ein Student auf einen Totenkopf uriniert und das wird durch Zufall bekannt, wird ganz anders reagiert. Aber hier sind das ja Soldaten, unsere Soldaten, im Auslandseinsatz: und jede Menge Vorwissen, Halbwissen und Spekulation geht in Mutmaßungen über die Reaktion, z.B. „der Taleban“, „der Muslime“ gegen *uns*. Wird man uns jetzt in Deutschland angreifen, werden unsere Soldaten in Afghanistan größeren Gefahren ausgesetzt sein? Man schämt sich fremd in der Heimat, man fühlt sich bedroht.

4.2 Der Krieg erreicht uns

Warum war es nicht opportun, bis 2009 vom *Krieg* zu sprechen, in dem wir uns befinden, oder den wir gerade nicht *führen*, obwohl wir in ihm sind? Wie kommt also der Krieg in den Heimatdiskurs? Minister zu Guttenberg bemüht die Alltagssprache, und dann bestimmt Kanzlerin Merkel, dass es Krieg „ist“. Nutzenanwendung: *Vielleicht meint Krieg etwas anderes für die, die ihn als schlimmstes aller Übel ansehen, und die, die ihn zur Legitimation eines normalen politischen Handelns ansehen, also einen bewaffneten, nicht-internationalen Konflikt*. Damit werden z.B. die Trennungen von Moral- und Völkerrechtsdiskursen angesprochen, die aber in der täglichen Rede nicht vorkommen.

Ein Beispiel: woher wissen wir mit einem Mal, wie es in Afghanistan aussieht, was der Hindukusch bedeutet, was Paschtunen sind, und dass die Taleban stets „radikal-islamisch“ sind, wie der öffentlich rechtliche Rundfunk sie stereotyp benennt? Der Diskurs transportiert eine bestimmte Menge an Wissen und eine bestimmte Form, die private Ethnologie und Länderkunde, teilweise aber auch öffentliches Gemeingut repräsentiert. Eine Kollegin, die mit einem Afghanen verheiratet ist, wird regelmäßig gefragt, ob ihr Mann „Paschtune“ sei, wenn sie diese Tatsache mitteilt. Nutzenanwendung: Es ist notwendig, das Wissen auf

seine Herkunft und Legitimation zu untersuchen, um seine Geltung zu bestimmen.

Oder wir spielen die Frage durch, ob unsere Soldaten eher für unsere Freiheit und Sicherheit oder für die der Afghanen ins Feuer gehen und vielleicht sterben, und was das eine und das andere mit uns macht. Nutzenanwendung: die Diachronizität der Begrifflichkeit innerhalb eines Diskurses und damit Ungleichzeitigkeit in der Politik werden in vielen Diskussionen oft taktisch übertrieben oder vernachlässigt. Im Einzelfall müssen sie aber genau rekonstruiert werden, um keine Artefakte zu produzieren.

Kurz: was die einzelnen Ereignisse des Einsatzes für die verschiedenen Wir bedeuten, ist ganz und gar nicht evident oder ausgemacht, sondern hängt vom Heimatdiskurs ab und von der Konstitution einer Meinungsgruppe in einer definierten und nicht-beliebigen Machtkonstellation, die in einem Bezug zur politischen Macht und damit zu Entscheidungen über diese Ereignisse steht. Wir schauen nicht in die Bundeswehr hinein, die wenigen Studien, die wissenschaftliche und thematische Nähe zu unseren Überlegungen zulassen, sind eher komplementär zu unseren Überlegungen (v.a. Seiffert 2012, Chiari 2012).

Die Beispiele häufen sich, je länger die Interventionen andauern. An jedem einzelnen Beispiel konnte man, wenn man sich im Interventionsgeschehen auskannte, erkennen, dass *etwas nicht stimmte*. Aber oft war das, was man an Bruch oder Unstimmigkeit zu erkennen meinte, *nicht sagbar*. Nicht so sehr, weil es verboten war es auszusprechen, sondern weil man Schwierigkeiten hatte, auszudrücken, was man als unstimmig erkannte, gegenüber jenem Man, das von all dem nur eine Meinung, aber kaum eine Ahnung und schon gar kein Wissen hatte. Die Dekodierung des Gesagten führt in Abgründe von verschlungenen Deutungen, deren Konsequenzen unübersehbar sind – und manchmal brisant bis an die Grenze der normalen öffentlichen Verständigung gehen.

Spätestens beim Satz, dass *am Hindukusch unsere Sicherheit verteidigt* werde, zeigt sich dieses Problem sehr scharf. Was der Verteidigungsminister Struck in diesem Satz⁸ und seiner Regierungserklärung *meinte*, war den Experten klar: wenn man die Terroristen weit ab von zu Hause (Heimat!) bekämpft oder gar besiegt, dann ist es weniger wahrscheinlich, dass sie zu uns kommen, Anschläge machen, unsere Sicherheit bedrohen. Der Sinn des Satzes war klar, aber schon der Kontext höchst unscharf, und ob an diesem Satz irgendetwas stimmte, d.h. empirisch zu belegen war, blieb unklar. Innerhalb kürzester Zeit grub sich der Satz ins kollektive Kurzzeitgedächtnis, erfuhr Varianten mit bedeutungsvollen

8 Regierungserklärung BMVG 11.3.2004, Plenarprotokoll 15/97, S. 8601.

Verschiebungen⁹ – *Freiheit* statt *Sicherheit* – eine Vielzahl von Datierungen und Auslegungen, die weit in die Laienwelt hineinragen und sich vom Ausgangspunkt, dem „Krieg gegen den Terrorismus“, weit entfernen. Damit bespielen wir einerseits ein weiteres Feld – Terrorismus, 9/11, wie hängt Deutschland da mit drin? – andererseits verweisen wir auf eine geopolitische Tatsache, dass *wir* uns *out of area*, am Hindukusch, verteidigen – übrigens war damals wie heute nie klar, gegen welchen Feind oder Angreifer.

Dieses Wir spielt nun in einige Dimensionen hinein, die bereits genannt wurden, und sie zeigen die ganze Breite, wenn nicht Tiefe eines Diskurses, der anfangs wenig Sinngebung für eine Kriegsbeteiligung oder eine Einsatzverweigerung zu liefern in der Lage war, aber die dünnen Decken eines realitäts-unempfindlichen nationalen Selbstverständnisses schnell durchbrach. Für manche dieser Wir-Identitäten wurde der Hindukusch (wo liegt er, wo ist Afghanistan?) zur Außengrenze, wenn nicht unseres Landes, so unserer Interessen. Für andere blieb er im Wortsinn äußerlich und Afghanistan war weit weg. Hindukusch kennen heute viele Menschen, denen der Gebirgszug noch vor einigen Jahren völlig unbekannt war. Hindukusch steht für das, was sich da hinten, in Afghanistan, abspielt. (Die folgende Analogie ist wichtig und liegt näher als man denkt: vor einigen Jahren war es die jüdischen Klezmer-Musik, die den Erinnerungsdiskurs des Zweiten Nachkriegsnarrativs – Auschwitz – in das kulturelle und öffentliche Bewusstsein transportieren half und zur Legitimierung eines Segments jüdischer Kultur beitrug). Wir wissen so gut, was der Hindukusch ist, wie wir wissen, was die *Taleban* sind – *radikal islamische Terroristen*, was die *Afghanen* sind – *Paschtunen*, was die *Scharia* ist – ein Gesetz das Frauen steinigen lässt etc. Dieses Wissen ist ein öffentliches Meinungsgut. Es wird überwiegend, nicht ausschließlich, von Massenmedien transportiert, aber diese Medien sind keineswegs Urheber des Diskurses, sie sind so getrieben wie auch die Öffentlichkeit, die Politiker, die Kulturschaffenden. Manche Begriffe verfestigen sich: Taleban werden zum Modell und reisen um die Welt, z.B. nach Nigeria.¹⁰

Der Begriff Heimatdiskurs ist ohne (s)eine Verbindung zum Krieg in unserer Sprachtradition kaum zu verfolgen. Im Forschungs- und Arbeitsprozess wird diese Bedeutungsachse immer wichtiger. In Parenthese muss man daran erinnern, dass *Heimat und Frieden* auch eine Tradition hat, die als Kippfigur und Utopikum eine Rolle spielte und in der Friedensbewegung gegen 1981 noch einmal eine wichtige Funktion haben sollte (Aschmoneit/Daxner 1984). Abgesehen davon war der Heimatbegriff bei den Intellektuellen und der Linken verpönt,

9 240.000 Hits 8.2.2012 (Freiheit); 250.000 Hits (Sicherheit), am 8.12.2012.

10 8,8 mio Hits (!) am 8.12.2012.

sei es aus ideologischen Gründen, sei es aus damit verbundenen Geschmackstabus (Kitsch, Anachronismus, oder eben „rechts“ – Heimatvertriebene und Heimkehrer waren damals, um 1980, noch nicht so weit von 1945 weg, vom alles beherrschenden Nachkriegsparadigma).

Intensität und Aufmerksamkeitseffekte aus dem Heimatdiskurs korrelieren ganz stark mit wahrgenommener Unsicherheit im Einsatzgebiet, mit der Dauer des Einsatzes, mit den Toten und Veteranen. Deshalb hat Afghanistan hier größere Bedeutung, aber die Vorbereitung und unschwellige Verbreitung hat bereits mit dem Kosovo-Einsatz begonnen, etwa mit Scharpings Kriegstagebuch. Medizinische Metaphern sind gefährlich; wir sprechen mit Selbstvorbehalt von einer Inkubationszeit, in der der Auslandseinsatz stark auf das „Hier“ fokussiert war, als Entwicklungshilfe in Uniform u.ä., und das „Dort“ eine völlig erfundene oder einseitig erinnerte Ergänzung darstellte. Die schärfere Trennung von Hier und Dort erfolgte, nur scheinbar paradox, als Krieg (dort) mit seiner Unsagbarkeit (hier) verbunden wurde, und zugleich die Unsicherheit und die ersten Toten die öffentliche Aufmerksamkeit erregten. Inkubation ist insofern ein ziemlich angemessener Begriff, als sich langsam Symptome von Diskurseinwirkungen zeigten: nicht nur, dass wir im Krieg sind, den wir weder begonnen haben noch eigentlich führen; auch dass aus Toten (Verunfallten?) Gefallene werden, dass die mangelnde Ausrüstung der Bundeswehr zu unvollkommen erklärenden Variablen für die Erfolglosigkeit der militärischen Handlungen ins Bewusstsein trat,¹¹ spielt hier eine Rolle.

Mit der Entsendung deutscher Soldaten in Einsätze, die weder in UN-mandatierte Peacekeeping-Missionen gefasst sind, noch der Verteidigung der Sicherheit des Landes oder dem Schutz seiner Grenzen dienen, wurden ganz andere Normen aufgerufen als die Friedens- und Schuldhaftungsprinzipien der ersten fünf Nachkriegsjahrzehnte. (Daraus leiten einige polemisch eine Militarisierung oder gar Kriegsneigung der deutschen Politik ab, was angesichts der Haltung der Bevölkerung zum Afghanistaneinsatz mehr noch als beim Kosovo absurd erscheint). Wichtiger ist etwas ganz anderes: Deutschland beginnt seine *out of area* Einsätze gerade zu dem Zeitpunkt, als neue, normative und weltgesellschaftliche Konzepte wie *Human Security*, *Responsibility to Protect* und Menschenrechtsbasierte Interventionsgründe die alte Souveränitätsdoktrin mit ihrem Nichteinmischungsgebot auszuhebeln begannen. Interventionen werden moralisch begründet und normativ legitimiert, sie sind keine realpolitische Wahl (allein) mehr. *Nicht ein Frieden in konzentrischen Kreisen um hegemoniale Ak-*

11 Vgl. www.afghanistan-blog.de/?p=3077 (aufgerufen am 23.Jul. 2010); Wehrbericht 2012.

teure steht jetzt im Vordergrund, sondern Mechanismen globaler – und damit lokaler – Konfliktregulierung in der Auseinandersetzung zwischen *liberal state building* und seinen Alternativen.

Die erste Annäherung an den Heimatdiskurs lässt sich so zusammenfassen: *Deutschland ist ein Akteur in einem weltpolitischen Interventionszusammenhang geworden, der dem Staat und seinen Bewohnern noch fremd ist. Seit der Beteiligung an der Kosovointervention werden die Legitimation und Sinngebung der Auslandseinsätze auf vielen Ebenen hinterfragt, wobei der Heimatdiskurs als Bewegung (Movens) selten klar ersichtlich ist. Viele Verzweigungen des Heimatdiskurses stehen in partiellem Widerspruch zu einander, etwa eine neue nationalistische Strömung und eine weltgesellschaftlich orientierte der humanitären Interventionsgebote* (vgl. Collins 2008).

4.3 Heimatdiskurs – Die Macht im Dunkel des Nichtgesagten

Ein „deutsches Ereignis“ war die Ausstellung „Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944“ (Heer 1995; 2004; Scheil 2003). Hier hat ein einzelnes Ereignis einen retroaktiven Umdeutungsprozess wenn nicht bewirkt, so doch beschleunigt und das Nachkriegsnarrativ vom Weltkrieg erheblich korrigiert. Auch hier haben verschiedene Elemente zusammengespielt: das Gewicht des Empirischen reduzierte die Macht des Imaginären – Indizien und Beweise drängten die voluntaristische Ehre der Wehrmacht in die Defensive und spalteten das tatsächliche Geschehen von der noch dominanten Vorstellung von den soldatischen Tugenden und der Tugendhaftigkeit der Vätergeneration an der Front ab. Wir verfolgen die Wehrmachtsausstellung nur in Hinblick auf den letztgenannten Aspekt: wieweit haben die imaginären und einem Kontinuitätsimperativ unterworfenen Vorstellungen vom soldatischen Handeln in die Legitimation der Auslandseinsätze Eingang gefunden? Wieweit werden sie durch die empirischen Befunde ermutigt oder widerlegt? Dass man die Wehrmacht nicht mit der Bundeswehr gleichsetzt, versteht sich. Dass man die Diskurse vergleichen sollte, ist aber in diesem Punkt auch unvermeidlich. Der Rahmen, in dem dieses geschieht, ist das heute gegenüber 1995 und natürlich noch mehr gegenüber der alten Bundesrepublik veränderte Konzept des *Nationalstaats*; und damit die Deutung des Nationalen.

Eine Hypothese lautet: *Es handelt sich beim nationalistischen Element des Heimatdiskurses um einen Anteil von Hysteresis im wahrgenommen Konzept der eigenen Gesellschaft gegenüber intervenierten Gesellschaften.* Deutschland ist heute viel weniger souveräner Nationalstaat als vor 40 oder noch vor 20 Jahren, das erleichtert die Interventionen als Eingriffe in die Souveränität anderer Staa-

ten. Aber Nationalismus als gesellschaftliches Phänomen orientiert sich nicht so sehr an den Staatskonstruktionen als an den kollektiven Habitus gesellschaftlicher Einbettung. Und in denen spielt der Topos der Nation nach wie vor eine große Rolle. Bei unserer Hypothese wird unterstellt, dass die individuelle Erfahrung, die in der Hysterisis eingeschlossen ist, auf die imaginäre Nation als erstrebenswerter oder schlicht eingelernter Vergangenheit projiziert wird.

Hier wird verständlich, warum wir den Heimatdiskurs als *deutsches Problem* ansprechen. Andere Gesellschaften haben ihre analogen Diskurse, aber wir würden sie nicht automatisch als „Heimat“-Diskurse ansprechen, sondern, wie bei *Homeland* und *home-front* deutlich werden wird, anderen Narrativen zuordnen.

Wir müssen hier einen Exkurs machen, der in Teilen immer wieder in diesem Kapitel und im Buch wiederkehrt. Es geht um die Analogien und Differenzen zu den USA. Diese haben eindeutig ihre Variante von Heimatdiskurs, dort über *Homeland* ausgetragen. Da die USA in vieler Hinsicht gewolltes oder schlicht auferlegtes Rollenvorbild nach 1945 waren, sind bestimmte verdrängte, bzw. erst in den letzten Jahrzehnten gewachsene, Differenzen von großer Bedeutung für unsere deutsche Einordnung in das Interventionsgeschehen. Dabei dürfen wir auch nicht übersehen, dass die konservative Ablehnung der Amerikaner, der rechte Antikapitalismus und das kulturelle Überlegenheitsgefühl (Zivilisation gegen Kultur) keineswegs als Subtexte ausgedient haben,

Die objektivierende Übernahme von neuen oder fremden Vorstellungen gehört zu den Effekten dieser Macht der Diskurse: der amerikanische *Warrior* ersetzt im Bild des Soldaten den *Staatsbürger in Uniform* bzw. das Ergebnis der *Inneren Führung*. Wie sehr unterschiedlich die verinnerlichten Vorannahmen sind, kann man gut an der deutschen bzw. amerikanischen Reaktion auf vergleichbare ehrenrührige Handlungen von ISAF Soldaten in der Totenkopfaffäre (2006) und beim Urinieren auf tote Afghanen (2011) sehen. In Deutschland ging es in der öffentlichen Auseinandersetzung um Verhaltenskritik eines Einzelfalls, in den US hatte der damals noch aussichtsreiche Republikanische Präsidentschaftsbewerber Perry darauf hingewiesen, dass es ja nicht so schlimm sei, auf tote Menschen zu urinieren – Perry sagte, es sei „überzogen hier von einer kriminellen Tat“ zu sprechen (Reuters, 15.1.2012). Andere relativieren den Akt im Vergleich zu Gräueln an Lebendigen; was ja auch stimmt, aber den Sachverhalt verschiebt. Im Kampf verübte Gräueltaten und vor allem außerhalb des Kampfes verübte Verbrechen werden in den USA der ontologischen Ehre der Armee vollständig untergeordnet – wie im Fall der privaten Massaker im Irak vor 8 Jahren. Die Armeejustiz beugt sich diesem normativen Atavismus, obwohl sogar Präsident Bush Ermittlung und Strafe gefordert hatte – das Ergebnis ist ein Freispruch fast erster Klasse für Massenmord (Julie Watson, AP, 24.1.2012). In einem an-

deren Fall sind die Urteile für die Mörder erwartbar hoch, aber ihre Vorgesetzten kommen ebenfalls ungeschoren davon. Das alles erinnert an die Verteidiger der Wehrmacht bei den ersten Auseinandersetzungen um die Wehrmachtsausstellung, es ist heute in Deutschland aber kaum mehr vorstellbar.

Man könnte sehr vorsichtig begründen, warum und in wie fern der Ehrbegriff dem Konzept der Bundeswehr und dem Staatsbürger in Uniform nicht mehr mit Vorrang zugeordnet ist. Wir haben Soldaten, keine Krieger. Aber vom „demokratischen Krieger“ sind wir auch noch weit entfernt. Deutschland und die USA haben ihre Heimatdiskurse, andere Länder haben sie nicht, noch nicht oder nicht mehr. Aber die Krieger-Tradition, die Vietnam überlebt hat und heute das Eingeständnis von militärischen Niederlagen oder Erfolglosigkeiten zudeckt, spiegelt den amerikanischen Auserwählungsmythos – *Exceptionalism* – institutionell im Kodex für das Militär wider. Dem Diskurs sind kritische Infragestellungen nicht inhärent. Das können wir am Beispiel von Jim Gant, Major im Irak und in Afghanistan, erfahren ablesen (Gant 2009).

Vor allem *die Ehre* ist es, die sich zwischen die Beziehungen der Soldaten und ihre gesellschaftlichen Zugehörigkeiten schiebt. Ehre macht nur Sinn im Zusammenhang mit Macht. Sie anzugreifen, zu verletzen, fordert die Macht heraus. Wo immer die Krieger kämpfen, sie tun es auch im Namen der Ehre, die wieder dem Patriotismus, der Nation oder der Institution Militär zugeordnet werden. Ehre kompensiert Einschränkungen der Freiheit, schlechte Bezahlung, Lebensgefahr und die Abkopplung von moralischen Grundlagen des Zusammenlebens (es gibt auch andere Ehrbeziehungen, aber keine ohne Macht. Das unterscheidet sie grundsätzlich von der Menschenwürde. Im Namen der Ehre wird diese oft vergewaltigt).¹²

Die USA können ihren Heimatdiskurs auf eine lange und in ihren Effekten plausible Genealogie begründen – vom Unabhängigkeitskrieg über die Monroe-doktrin und den Imperialismus des ersten Roosevelt bis hin zu den siegreichen Interventionen im ersten und zweiten Weltkrieg. Da das Land bis 9/11 auf eigenem Territorium nicht angegriffen wurde bzw. angreifbar schien, machte *out of area* in ganz anderen Kontexten verständlich als in den kleinen europäischen Nationalstaaten mit oft weit entfernten kolonialen oder eben nach-kolonialen Einsatzorten. Da alle wichtigen Kriege nach 1945 nicht gewonnen wurden – Korea, Vietnam, Irak, Afghanistan etc. – muss der *zeitlose Krieger* die Ehre der Armee

12 Ehre und Würde werden oft schlampig oder aber mit Absicht vermischt. Übersetzungen aus anderen Sprachen sind oft problematisch, weil z.B. das französische honneur durchaus auch Elemente von Würde bei sich trägt und von dignité unterschieden ist.

hochhalten (vgl. zur neuesten Kriegslegitimation Engelhardt (2010),¹³ vgl. auch Bacevich 2012).

Krieg ist nicht sagbar, und doch sind wir mit ihm komplizenhaft verbunden. Wir müssen das in vielen Details analysieren, um auch zu verstehen, wie weit wir uns von der Interventionsgesellschaft in Afghanistan entfernt haben bzw. wie nahe wir ihr sind: d.h. wie nahe an der nach-vollziehbaren Empirie wir sind.

4.4 Erzählungen und Bilder vom Krieg¹⁴

Die komplizierte Verbindung von Bild und Text in der Diskursanalyse hat uns in der Forschungsarbeit zunehmend beschäftigt. Sie steht aber nicht im Zentrum der theoretischen Ausgestaltung des Heimatdiskurses, sondern eher in unserer methodologischen Auseinandersetzung (vgl. auch Martin van Crefeld 2006, der die Kriegsgeschichte neu kontextualisiert; vgl. auch Aljets et al. und Neumann in diesem Band).

Die Ästhetisierung von Krieg und Gewalt ist so alt wie diese Phänomene selbst. Mythische und rituelle, pathetische und ironische Darstellungen und Verdichtungen illustrieren die Erzählungen von Krieg Gewalt und Terror, den ja die meisten, die heute als mediale „Audience“ erscheinen, nicht in Echtzeit erleben; aber sie hatten immer die Folgen erlebt und sie interpretieren die Deutung der Bilder ebenso in ihre Lebenswelt hinein, wie die Deutung der Erzählungen. Die mündliche Überlieferung musste bildhaft sein, um ihre Zuhörer zu fesseln und dauerhafte Bilder zu verfestigen – Homer oder die Geschichten von Davids Kriegen. Noch bis ins 20. Jahrhundert hinein gehörten die Kriegserzählungen zum Curriculum der Allgemeinbildung, die die Eliten vom Rest der Bevölkerung abhob, nicht ohne als einigendes Band eine Variation der Erzählungen eben diesem Rest zuzusprechen. Vieles hat sich mit Photographie geändert, vieles mit den audiovisuellen Medien und der Echtzeit des Berichts.

13 Engelhardts Buch ist in Kreisen der Friedensbewegung und Kriegsgegner in den USA ein Bestseller und inhaltsreich als Presseanalyse, ohne konkrete Datierung der meisten Zitate. Neben dieser Kritik fällt aber ins Gewicht, dass im Grunde ein umgekehrter Interventions- und Kriegsdiskurs den Autor leitet, er hätte gerne eine USA, die der Rhetorik des Peacetalk und des Präsidenten Obama gerecht wird, anstatt im Newspeak das Gegenteil zu tun von dem, was gefordert wird.

14 Wir arbeiten hier mit Bildern, meist Fotos aus der Presse. Viele der sprachlichen Bilder repräsentieren den Wandel der bewaffneten Konflikte, wie sie das unverzichtbare Buch von Martin van Crefeld „Gesichter des Krieges“ (2006) darstellt.

Wissenschaft wird in die Deutungsprozesse dort einbezogen, wo sich die Narrative ändern oder der Bestätigung bedürfen – man bedenke den Aufwand, den Darstellung und Deutung der französischen Revolution oder des amerikanischen Bürgerkriegs in der Fachliteratur erfahren; zeitnäher ändert sich hier einiges: Die Reportage wird immer stärker zur vieldimensionalen Grundlage sowohl von Wissenschaft wie Journalismus, sie ist Legitimation des Geschehens wie der Deutung und zugleich Kritik dieser Legitimation.¹⁵ Sie beruht auf Konstruktionen und Rahmen (Frames) und sie ist der direkte Zugang zur Empirie (und erzeugt damit Spannung zwischen Wirklichkeit und Realität, zwischen subjektiver und objektiver Deutung des Ereignisses und die Verortung des Interpretierenden in einem Wert- und Politik- Zusammenhang). Damit sind wir in die Gegenwart und das Problem des Heimatdiskurses gesprungen.

In Frankreich findet sich in den U-Bahnen noch immer ein Schild, das die Aufforderung enthält, Sitze freizumachen für

- *Aveugles de guerre - Kriegsblinde*
- *Aveugles civiles - Zivilblinde*
- *Mutilés de guerre - Kriegsversehrte*
- *Femmes enceintes - Schwangere Frauen*

Der Krieg wird hier vom Zivilen abgesetzt, besonders hoch bewertet (wer fürs Vaterland etwas geleistet hat und dabei Schaden erlitten hat, wird besonders geschützt).¹⁶ Ähnliches gibt es auch in italienischen Massenverkehrsmitteln zu finden. Der Kontext ist nicht ohne weiteres sichtbar, er wird aber offenbar von allen verstanden. Es handelt sich um das kollektive Vorbewusste. Das Vorbewusste kann dekodiert und auf die Ebene des Diskurses durch seine Analyse und Kritik gehoben werden. *Der HEIMATDISKURS strukturiert das Vorbewusstsein und ist deshalb eine Macht.* Das begann schon beim Einsatz in Kosovo. Ganz entscheidende „Bilder“ über den Balkan waren geprägt von Karl May, den die politische Elite 2000, also die Generation 1935-1950, noch gelesen hatte („*Der Schut*“, „*Durch die Schluchten des Balkan*“ u.a.); sie waren auch geprägt durch die Jugoslawien-Urlaube, die gerade nicht nach Kosovo oder Südserbien geführt haben, sondern an die Adria, sie waren geprägt durch das Gegenstück zum Orientalismus, den Balkanismus; und sie waren geprägt von vielfältigen aktuellen Ein-

15 Die Reportage ist eine der Grundlagen der amerikanischen Sozialforschung seit den 1930er Jahren.

16 Noch heute werden die Kriegskategorien, aber auch Kriegerwitwen in den Tarifbestimmungen der Pariser Metro explizit erwähnt: www.parisinfo.com (aufgerufen am 1. Februar 2012).

flüssen der kroatischen und serbischen Diaspora in Deutschland, durch das Balkan-Bild und die Politik des Nachbarn Österreich, durch die Bilder vom „Albaner“ (zwischen Kriminalität und Arbeitswütigkeit). Was man aber zum Beispiel viel zu wenig wusste, dass sowohl Bosnien als auch Kosovo muslimische Länder sind, mit „resurfacing“ Religiosität. Damals schon schrieb der Verteidigungsminister an seinem „Kriegstagebuch“ und weckte Assoziationen, die der Friedensgestählten Nachkriegsgeneration eher skurril vorkommen mussten (Scharping 1999, 1999a).

Der kritische Spott über dies u.E. wenig relevante Buch erkennt die Bedeutung der kontrafaktischen Inanspruchnahme der Kriegsmetapher, mehr war sie nicht, und zwar als Korrektiv zum Nachkriegsprinzip: nie wieder Krieg! Einen Subtext bildet die Verbindung von Außenminister Fischers Diktum *Nicht weg-schauen*¹⁷ mit Krieg als Konsequenz.

Da war die trockene dickleibige Selbstreferenz des deutschen ComKFOR General Reinhardt schon programmatischer: „KFOR: Streitkräfte für den Frieden“ (Reinhardt 2001). Generäle für den Frieden, Wissenschaftler für den Frieden... Was wurde da evoziert? Warum hatte nach Bonn- Petersberg 2001, dem deutschen Engagement bei OEF, also im *War on Terror*, und dann beim mandatierten ISAF-Einsatz niemand offiziell gleich von *Krieg* gesprochen? Aus meiner eigenen Erfahrung ziehe ich das nicht verallgemeinerbare Fazit, dass man den Krieg ausblenden konnte, weil man es nicht besser wusste. Der Fehler lag schon 2001 darin, *dass* man es nicht besser wusste.

Exkurs: Ich kann es nur subjektiv aufröseln, muss das Kollektiv für einen Augenblick verlassen. Kosovo im Juli 1999 – ich war da für den Europarat – bot alle Schauplätze, die wir von den letzten Bildern eines Krieges in seiner Endphase kennen, de facto waren die Kampfhandlungen schon vorbei. Brennende Häuser, verstopfte Straßen, anklagende Gespräche allenthalben und unkontrollierte Racheakte, bevor ein Ausnahmerecht oder gar allgemeine Rechtsregeln gerade dieser Rache Einhaltung gebieten würden. Diese Bilder passten irgendwie in einen „anderen“ Krieg, den ich aus Erzählungen und Bildern kannte. Später, bei UNMIK, gab es die Berichte unserer Sicherheitsleute und eigene Erfahrungen der Zusammenarbeit mit KFOR, CivPOL, lokaler Polizei etc., u.a. um Schülertransporte und Schulen zu sichern. Ich habe mich nie gefragt, ob das zum Krieg gehört („Alltag im Krieg“) oder sein Widerspruch ist, wenn ich nicht darauf angesprochen wurde. Erst in der Reflexion wurde aus der Erfahrung eine Art moderierter und moderater Kriegs-Berichterstattung. Den ersten Eindruck von Kabul habe ich sofort im Tagebuch und auch

17 Joschka Fischer: Rede am 7.4.1999 (Sekundär-zitiert nach Nico Fried „Fischer: Ich habe gelernt: Nie wieder Auschwitz“ SZ 24.1.2005).

in ersten Berichten als „Stalingrad“ festgehalten, weil ein großer Stadtbezirk wie das berühmte Bild mit der im Schutt freistehenden Esse sich aufdrängte. Ich habe die Kriegsvokabel übrigens früher als der Mainstream verwendet, musste aber stets dazu ausführen, dass es zwar Krieg geben kann, aber wir ihn nicht führen. Ich kann von mir sagen, ohne auf andere zu schließen, dass es nie mein Problem war zu reflektieren, wie man sich im Krieg verhält, sondern was zu tun ist – und ich habe in meinen Berichten darauf geachtet, zu erzählen was ich tue, und nicht wie mich fühle. Dass das nie sauber getrennt werden kann und also gelingt, ist ebenso klar wie ärgerlich.

Nicht untypisch war, dass als erstes vom Krieg im Zusammenhang mit Versicherungsleistungen gesprochen wurde. Sterben und Verletztwerden als Arbeitsunfall oder als *force majeure* (Höhere Gewalt)? Und dass das Friedenslager der politischen Öffentlichkeit den Krieg sozusagen über das Konfliktgebiet hinaus globalisiert begrifflich ausweitete. Es ist nicht vermessen zu unterstellen, dass das Vokabular der Auseinandersetzung um den Krieg von den Gegnern der Intervention geprägt wurde und teilweise wird. Für die Verwendung der Kriegsmetapher gilt jedenfalls „Die Zensur ist die offizielle Kritik“ (Marx 1976: 3).

Wenn es aber um *Kriegs-Bilder* geht, müssen wir auch noch andere Linien bedenken. Im ersten Nachkriegsnarrativ – dem Zweiten Weltkrieg – herrschte häufig das Bild, das ich *Stalingrad* nennen möchte, das nach 1945 durch unzählige apologetische Belletristik der Landserliteratur und der Ehre der Wehrmacht (nicht aber 08/15 mit seinen kritischen Elementen (Kirst 1994) geprägt wurde. In den weiteren Narrativen (also Shoa nach 1962, Vereinigung nach 1989, und womöglich 9/11 nach 2001) werden die Kriegsbilder teilweise erneuert – Vietnam mit den mächtigen Bildern (*My Lai*) – teilweise sind die alten Bilder aber unheimlich zäh; am Leben erhalten und in letzter Zeit – es ist Krieg! – geradezu wieder aufgelegt: Orden, Gedenkstätte für die Gefallenen, Posen. Die Fackelzüge haben ohnedies nie aufgehört, die alte Wehrgeschichte lebendig zu halten, und die Innere Führung, die ja *aufgeklärt bildlos* ist, zeigt sich beileibe nicht so gefestigt.)

Wir können viele Bilder zeigen, auf denen Soldaten im *Friedenseinsatz* als Krieger und als Helden gezeigt werden – in Haltungen, Posen, Kontexten, die die Unterströmungen und Subtexte des (west)deutschen Nachkriegspazifismus scheinbar unterlaufen. Scheinbar, weil es nicht ausgemacht ist, dass einfach „der Schoß noch fruchtbar ist, aus dem das kroch“. Dass jetzt allmählich der Selbstbetrug unserer moralischen und pragmatischen Sonderstellung aufgeweicht wird, ist – angesichts der globalen Sicherheitspolitik – „an der Zeit“, andererseits ist es auch eine Chance für eine Neuorientierung ohne Rückfall in den alten Militarismus.

Diese Sätze bedürfen der Erklärung. Der Soldat als Krieger und Held ist ein langstehendes Motiv von Nationalismus, Patriotismus und der Legitimation hegemonialer, gewaltsamer Politik. Es gibt hier sicher nationale und regionale Differenzierungen, die für die konkrete Geschichte von Militarismus, aber auch von festgestellten Bildern, Leitbildern, bedeutsam sind. Uns geht es darum, dass diese Bilder von Pazifisten wie Remarque oder Ossietzky rational angegriffen wurden, aber im „Ernstfall“ Bestand hatten. Eine der großen demokratischen Leistungen der Bundesrepublik nach 1945 war die schrittweise Dekonstruktion dieser Bilder. Eine der Rahmenbedingungen dafür – sozusagen eine von mehreren Schutzhüllen – war die uns auferlegte Pax Americana während des Kalten Kriegs. Die Bundeswehr spielte eine symbolische und eine logistische Rolle, aber *out of area* war *out of the question*. Die Rückfälle, auch in der Bundeswehr, gab es sehr wohl, aber sie waren nicht systemisch und gefährdeten nicht die Vorstellung, die sich mit dem Staatsbürger in Uniform verband. *Für den aber gab es kein Bild*. Paradoxerweise hatte der Soldat im *Friedenseinsatz* nicht schon bei Blauhelm-Missionen Gestalt angenommen. Seine Stunde kam im Kosovo. Da hatte sich aber in der Zwischenzeit Erhebliches verändert. Interventionen wurden der neorealistischen Praxis zunehmend entzogen und stark normativ gerechtfertigt. Dafür gab es erst einige, später mehr Bilder und Metaphern.

Nicht zufällig war der *Entwicklungshelfer in Uniform* einer der ersten diesbezüglichen Begriffe. Kinder werden gerettet – und können sich entwickeln.

Abbildung 2: US Soldat mit Baby (li.) und US Soldat während eines medizinischen Programms in der Nähe von Kandahar (re.).



Quelle: http://www.upi.com/News_Photos/Features/A-bounty-of-babies/5328/4/?ref=t (aufgerufen am 23. Juli 2012) und <http://www.metro.co.uk/news/883755-uk-soldier-jailed-and-dismissed-from-army-over-stabbing-afghan-boy> (aufgerufen am 28. Juli 2012).

Es gab und gibt wieder Erzählungen vom Krieg, und das sind nicht nur Erinnerungen von Heimkehrern oder politische, normative, Kommentierungen. Aber

das Pathos des Heimatdiskurses schlägt voll zu, wenn die Gefallenen aufgebahrt und bestattet werden.

An dem folgenden Bild (Abbildung 3) kann man eine besondere Dimension der Diskussion festmachen. Aber wichtiger war, dass ich selbst die deutsche Flagge nicht angemessen fand. Es wird ja nicht „für Deutschland“ gekämpft, sondern unter dem supra-nationalen Anspruch von NATO oder UNO, vielleicht bald auch Europa. Sagte ein Leutnant: „Ich habe mich bei der Bundeswehr verpflichtet, weil ich Dienst am Vaterland leisten möchte. Unter einer NATO- oder gar UN-Fahne möchte ich nicht aufgebahrt werden“. Das hatte ich als Alternative vorgeschlagen, wenn schon neue Symbole eingeführt werden sollten. Sonst müssen die alten erhalten, was bei *schwarz-rot-gold* ja noch besser ist als *schwarz-weiss-rot* (historisch eine Frage der Bildung der Soldaten und der Öffentlichkeit), aber insgesamt ist die rituelle Bindung ans Vaterland noch wenig gebrochen. (Rilkes „Cornet“ hat wohl eine ganze Generation von 1914 fasziniert, damals ging es aber um ein imaginäres Vaterland, ein Prinzip).

Abbildung 3: Sarg eines gefallenen Soldaten



Quelle: Kornelius 2009

Nun wäre zu fragen, ob nicht die Alternative auch problematisch ist: statt des Heimatbezugs ein personales *Heldentum* zu ehren, also den *Krieger* als eine eh-

renvolle Kategorie für sich zu feiern. Dazu müsste es vor-nationale Vorbilder geben oder es würde ein neuer „Stamm“ imaginiert. Beides hat es in vielen Gesellschaften gegeben. Im Totenritual erkennen sich die Lebenden. Nun sollte man das Problem für die Gegenwart der Bundeswehr aber nicht überhöhen, denn die Armee ist einfach keine, die dauernd und in verschiedenen Stadien von Kriegen und Kämpfen sich befindet. Aber es kann vorausgesehen werden, welchen Einfluss die Toten haben, die nach Haus kommen. Die Verrenkungen, die die Amerikaner um ihre *Brown Bags* machen (die Hüllen, in die tote Soldaten eingepackt sind), ob man sie filmen darf oder nicht, sind nur ein Vorzeichen für das, was kommen kann. Die Unterschiede zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Umgang mit Gefallenen hat neuerdings auch die Presse thematisiert, meist sehr stark personalisiert, um dann Hinweise auf Verallgemeinerung zu geben (z.B. Mingels 2012).

Abwesenheit von Pathos kann aber auch problematisch sein: bei einer „Ehrungsveranstaltung“ des niedersächsischen Landtagspräsidenten am 2.3.2012 wurden Polizisten, THW, AufbauhelferInnen und NGO-Angehörige geehrt: mit einer Rede des Präsidenten, einer Rede der Staatssekretärin des Inneren, mit Musik und Buffet. Alles politisch korrekt, nüchtern – nur: keiner der Geehrten kam zu Wort; was sie denn dort in Afghanistan tun wurde auf Allgemeines, Unkonkretes beschränkt. Und das Militär wurde an diesem Tag nicht geehrt, es war separat geehrt worden – siehe Pariser U-Bahn.

Bei der Frage, ob Wir (Deutsche qua Deutschland) im Krieg seien, kann man gut verfolgen, dass in dem Augenblick, wo der Begriff freigegeben, also autorisiert, wurde, auch ein Blick auf die Phänomene freigegeben wurde, die diesen Begriff anwendbar machen. Die Friedensbewegung verknüpft den *Out of area* Einsatz als unabhängige Variable mit der Tatsache, dass wir uns im Krieg befinden. Sie braucht den Krieg, um den Einsatz zu diskreditieren. Die Befürworter der Intervention wiederum sehen den Krieg als mehr oder weniger notwendiges oder kollaterales Akzidens zu den höheren Zwecken des Einsatzes. Woher wissen denn die Menschen hier, in der friedlichen Nachkriegs-Sozialisation, wie das ist „im Krieg“ zu sein? Entweder alte Bilder werden bemüht oder neue müssen geschaffen werden.

Die Bilder aus den Kampfzonen, in denen Bundeswehrsoldaten auch kämpfen, aber im Wortsinn keinen „Krieg führen“, erinnern an Bilder von früheren Kriegen und knüpfen verdächtig einfach an die Kriegsnarrative an, die heute der Großelterngeneration zugehören – oder sie „erfinden“ sich scheinbar neu. Das geht aber nicht ohne die Rollendefinition der Soldaten, die da einbezogen sind – übrigens auch der Soldatinnen, die hier eine eigene Funktion haben, auch im

Heimatdiskurs.¹⁸ Die Identifikation der Funktion von Militär in *out of area* Einsätzen im Rahmen großer supra-nationaler Verbünde und/oder spontaner Koalitionen – das ergibt ganz andere Rollenbilder als die traditionellen Nationalarmeen an Bildern hergeben. Nicht zufällig ist die gerade begonnene und völlig unausgereifte Reform der Bundeswehr unter dieser neuen Rolle und als professionelle Streitmacht skizziert (Professionalität aber stellt den Staatsbürger in Uniform vor ein Deutungs dilemma). Nicht zufällig werben Bundeswehr, österreichische, ukrainische und schwedische Armee mit analogen, lebenslang befriedigenden Berufsstereotypen, die zwischen humanitär und kämpfend oszillieren, aber jeweils nur die soldatische Erscheinung in einem subjektiven Akteursumfeld zeigen und den politischen Kontext fast ausblenden.¹⁹

Der zentrale Begriff ist ja nicht Soldat, sondern „Soldat“ in Bezug auf seine/ihre Gesellschaft und seinen/ihren Staat. Wir haben klassisch die Aufspaltung in Helden und Gefallene. Diese sind nicht kongruent mit Siegen und Niederlagen. Dafür gibt es auch wieder Bilder. Die Heroisierung des Oberst Klein (Kommandeur, der das Bombardement der entführten Tankwagen bei Kunduz am 4.9.2009 befohlen hatte) bringt das ganze Repertoire der Heldenherstellung in Anwendung.²⁰ Das funktioniert aber nur im eingeschränkten Kontext. Der Held muss sich von den andern, „Nichthelden“ unterscheiden. Wenn alle Helden werden – „unsere Bundeswehr am Hindukusch“, würde das auch eingetretenen oder erwarteten Erfolg, der Sieg heißt, bedeuten müssen – etwas zynisch angesichts der Tatsache, dass z.B. die britischen Niederlagen in Afghanistan sogar bis heute überlebende Lyrik hervorgebracht haben. Theodor Fontanes „Das Trauer-

18 Das ist übrigens besonders deutlich diskutiert worden am Beispiel der auf der Gorch Fock aus dem Mast gestürzten Offiziersanwärterin. Aber kämpfende Frauen passen in das deutsche Soldatennarrativ noch weniger als in anderen Ländern.

19 Siehe beispielhaft: <http://www.youtube.com/watch?v=Kd2MrhDIXgQ> (Bundeswehr,); <http://www.youtube.com/watch?v=DaOdAZx0j8g> (Schwedische Armee); http://www.youtube.com/watch?v=cH_E6YSQqTo (Ukrainische Armee) und <http://www.youtube.com/watch?v=v0YMrwlbodE> (Österreichisches Bundesheer), alle aufgerufen am 1.Februar.2012.

20 Das Buch ist u.E. so problematisch, weil es dauernd die Ebenen der persönlichen Empathie mit Oberst Klein und einzelnen Soldaten mit den Umständen und gesellschaftlichen und politischen Strukturen vermischt, das Klima schwankt zwischen „unsere Bundeswehr kann das nicht“, „...soll das nicht“, und „müsste, sollte, dürfte“. Es ist scheinbar eine scharfe Kritik an der Intransparenz der Politik, die aber durch diese Vermischung abgeflacht wird (vgl. den Beitrag von Florian Kühn in diesem Band).

spiel von Afghanistan“ von 1857 (Fontane 1905) ist ein bekanntes Beispiel, auch im Englischen. Kriegsliteratur gibt es natürlich bis heute in und zu Afghanistan.

Unsere gegenwärtigen Bilder von soldatischen Tugenden, sofern sie autorisiert und vorstellbar sind, beziehen sich auf Helden im Widerstand (gegen die Nazis), und diese lösen die gewalttätigen Nazis allmählich und kontrovers z.B. bei Kasernennamen ab. Bei den Attentätern auf Hitler spielt noch ein anderes Notat mit: sie waren erfolglos, wurden zu Opfern und haben sich geopfert. Die Nähe zum Bild des Märtyrers ist hier überdeutlich. Deshalb ist die dauernde, und von ihrer Quelle losgelöste Frage, ob unsere (deutsche) Sicherheit am Hindu-kusch verteidigt wird, damit verbunden, ob, wer dort fällt, „für uns fällt“, Blutzeuge unserer Freiheit ist.

Weniger dramatisch, aber nachhaltig ist die Frage bei den seelisch und körperlich verletzten Heimkehrern aus Afghanistan („Willkommen zu Hause“²¹). Uns erreichen Bilder, die sich scheinbar dann leicht festsetzen, wenn wir sie so oder ähnlich kennen – Soldaten in der Freizeit, oder beim verteilen von zivilen Gütern an Kinder oder beim „Retten“ – oder tot, im Sarg, umgeben von *pompes funèbres* und Ritualen. Im Feldlager von Mazar gibt es ein Kriegerdenkmal, das könnte auch bei uns zu Hause stehen, überall auf der Welt. Wir lesen unser Bild vom Soldaten, Helden, Krieger etc. in die Bilder der Reportagen hinein. Da wird der Friedenseinsatz mit Bildern garniert, die dem Frieden zu widersprechen scheinen. In diesen Bildern spielt sich die Komplizenschaft mit dem Krieg und seine Ablehnung ab.

„Das hieße jedoch, dass die soziologische Forschung sich als Teil der Gesellschaft begreift, die einen Krieg führt. Und dies hieße, dass der erste Satz der Forschung ein Ja zum Krieg enthalten müsste. Sei es, dass man pessimistischer Weise annimmt, dass diese Gesellschaft an ihrem eigenen Untergang arbeitet, sei es, dass man optimistischer Weise annimmt, dass jedes Phänomen dieser Gesellschaft letztlich dazu dient, herauszufinden, wie es weitergehen kann – der Krieg ist in beiden Fällen Teil der Gesellschaft, die man beobachtet...Diesem ersten Schritt, dem Ja zum Krieg, müsste jedoch sofort ein zweiter Schritt folgen, nämlich das Nein zum Krieg, wenn die soziologische Forschung ihrer eigenen Beobachtung Rechnung tragen will, dass es zum Phänomen des Krieges in der Gesell-

21 *Willkommen zu Hause*. SWR, ausgestrahlt 2.2.2009 (der Film sollte im September 2008 gesendet werden, wurde aber aus politischen Gründen und wegen eines UEFA-Ereignisses mehrmals verschoben). Am Tag nach der Aussendung erscheint der Artikel von Winfried Nachtwei www.nachtwei.de/index.php/articles/802; PTBS, die Posttraumatische Belastungsstörung, wird Gegenstand von Bundestags- und Bundeswehrdiskussionen, zunehmend auch von Belletristik.

schaft dazugehört, dass er abgelehnt wird....Mit diesem Ja und Nein macht sich die soziologische Forschung zum Komplizen der Gesellschaft, die einen Krieg führt, und damit auch zum Komplizen des Krieges. Sie stimmt ihm zu und sie lehnt ihn ab.“ (Baecker 2002: 21f.)

Von solchen Deutungen weiter entfernt sind die Gesellschaften, in denen der Krieger anders notiert ist, allen voran die USA. Josef Joffe (2009) hat als einer der Ersten darauf hingewiesen, dass es für Deutsche bei internationalen Einsätzen ein Problem sei, weil wir keine Tradition des Warrior hätten. Ob man es bedauert oder nicht, die Beobachtung stimmt. *Fighters* und *Warriors* entstammen kulturellen Kontexten, die auch Patriotismus und Nation anders begreifen als wir unser Verhältnis von Staat und Gesellschaft.²² Darauf müssen wir jetzt nicht eingehen, soviel aber ist klar: mit der Ausrichtung der Bundeswehr auf ihr neues professionelles Bild nähern wir uns einem eigenen Bild vom Berufssoldaten, der ein „Krieger“ ist. Die Frage, wie wohl wichtig, ist nicht so sehr, ob das notwendig ist und ob es in einer Demokratie angemessen ist, sondern was wir jetzt mit einem solchen ungelösten Problem machen, das ja unmittelbar zur Lösung ansteht. Gegen die Tugendlehre argumentieren Völkerrecht, Kriegskonventionen usw. nicht mit der Indienstnahme des Einzelnen für ein nationales oder patriotisches Ziel, sondern orientieren sich an Tatbeständen, die rechtlich greifbar sind, wie Angriff oder Gefangennahme. Das kollidiert notwendig mit der normativen Legitimation von Interventionen und mit der tugendbasierten Professionalisierung der demokratisierenden „Mission“ im Mantel und im Gefolge von Interventionen.

- (1) Soldatinnen und Soldaten sind Bürger einer liberalen Demokratie.
- (2) Sie handeln im Auftrag der Bundesrepublik Deutschland unter dem Primat der Politik und verfügen über republikanische Tugenden.
- (3) Als Instrument der Politik, deren Tätigkeit essentiell mit der Androhung und Anwendung von Gewalt verbunden ist, haben sie das Ethos von Kriegern, das ihnen ermöglicht, Gewalt als äußerstes Mittel zur Eindämmung und Begrenzung von anderer Gewalt anzuwenden. (Herberg Rothe et al.: 31)

Der zweite Punkt verweist explizit auf die republikanischen Tugenden: die müssen sich fast zwangsläufig gegen das positive Recht im konkreten Einsatz stel-

22 Die Studentin Olga Zeveleva hat in ihrer Hausarbeit „The Warrior Concept in American Society of Intervention“ eine aktuelle Zusammenstellung von Ansätzen zu diesem Kriegerkonzept in einer anderen Gesellschaft geleistet (FUB, HS 15353, 2011).

len. Es ist aber schwierig daraus abzuleiten, wie sich Soldaten dann verhalten müssen. Der dritte Punkt ist gefüllt mit historischen Assoziationen, die weit in die Vergangenheit und vormoderne Bilder zurückreichen. Aber für die Gegenwart müssen solche Bilder erfunden und gefunden werden, soll nicht unversehens der Krieger wieder einer werden, der seinem „Vater ähnelt“²³. Das ist das Ergebnis einer pessimistischen Weltsicht, die die völlige Abrüstung und Demilitarisierung aus den Konzepten genommen hat; aber vielleicht ist es auch eine Konsequenz aus der *Responsibility to Protect*, aus der *Human Security*? Wenn man den Fall Myanmar durchspielt, dann hätte der Einsatz von Militär zur Rettung der Flutopfer auch bedeutet, den *Regime Change* anzustreben, was ohne Gewalt wohl nicht möglich gewesen wäre. Die Vorstellung, welche Bilder uns aus den Flutgebieten und welche uns aus der Hauptstadt erreicht hätten, kommt nahe an den Anfang unserer Ausführungen, wie schwer der Soldat als Entwicklungshelfer und Katastrophenretter vorstellbar ist. Und noch etwas Zweites ist hier wichtig: Dass wir die Bilder vom Krieg bzw. der Gewalt und vom Terror, nicht mehr binär kodieren, als Bilder vom Sieg oder der Niederlage. („Zwischentöne sind nur Krampf/im Klassenkampf“, Wolf Biermann), das war einmal. Die binäre Kodierung gehört den imaginären Welten an (Wir *oder* die Achse des Bösen). Nun kann man diese Argumentation auf verschiedenen Ebenen auf Deutschland und einen deutschen Diskurs hin fokussieren.²⁴ Wenn wir probe-weise drei Modi unterscheiden: Helden, Märtyrer, Professionelle (Krieger oder Kämpfer), kann man schon die Deutungsmuster und ihre Unvereinbarkeit erkennen. Die scheinbare Enthorisierung in der professionellen Freiwilligenarmee genügt umso weniger, je stärker das soziale Aufstiegsmotiv die patriotische Überzeugung bei der Wahl des Soldatenberufs übertrifft.

Eine besondere Variante des Soldaten spielt eine größere Rolle als vermutet: der Soldat als Ethnologe bzw. Anthropologe. Er wirkt mit an den imaginären *Bildern vom Dort*, er beschreibt nicht nur seinen Situation, sondern die der Inter-venierten, oft mit gleichgültig-objektivierendem Blick, oft mit Empathie. Da die anthropologische und ethnologische Komponente der Kriegsführung sowohl kritisch kommentiert als auch affirmativ angewandt wird (zu divergierenden Ansätzen auch Eckert 2004; Barcott 2008; Waterston 2009; Daxner 2010; Koehler

23 „ich bin der sieg/mein vater ist der krieg/der friede ist mein lieber sohn/der gleicht meinem vater schon“ (Erich Fried 1946).

24 Für die differenzierte Betrachtung der neuen National(ismus)diskurse ist die Zeitschrift *kultuRRevolution* unverzichtbar; im Rahmen des anti-militaristischen Paradigmas sollte man sich der Zeitschrift *Wissenschaft&Frieden* orientieren, neben einer Vielzahl von Internetplattformen.

2012) ergänzen die Befunde sowohl das Expertenwissen um die Intervenierten bzw. die Interventionskultur, als auch, vor allem in Briefen und Berichten, die öffentliche Wahrnehmung des anderen Landes, einschließlich aller Stereotypen, Ressentiments und eigener Projektionen – von Machtphantasien bis zu sexuellen Wunschbildern. Für den Heimatdiskurs werden die Privatethnographien dann wichtig, wenn sie in der Öffentlichkeit haften bleiben. Wissenschaftliche und belletristische Literaturkritik findet hier ein reiches Feld, wir haben nur einzelne, für die Analyse relevante Beispiele untersucht.

4.5 Andere Länder – andere Heimaten

Wir haben schon darauf verwiesen, dass komparatistische Ansätze schwierig sind, weil es anderswo keine „Heimat“-Diskurs gibt, die Übersetzung stößt an die Grenzen der objektiven kulturellen Differenz. *Home-Front* ist eine interessante Wortschöpfung der britischen Wissenschaftlerin Gillis Youngs, weil „front“ ja eindeutig notiert erscheint und sich tatsächlich auf eine ethische Auseinandersetzung bezieht, wie sie in Heimatdiskursen stattfindet. Zu *Homeland* haben wir bereits einiges gesagt, wobei wir den Hinweis von Hidber dankbar aufgreifen, dass die Übersetzung von Heimat als „category of belonging“ eine transkulturelle Brücke zu Vaterland und Nation herstellen kann.²⁵ Was wir allerdings faktisch feststellen können, dass Äquivalente zum Heimatdiskurs sich nur dort entwickeln (können), wo die Öffentlichkeit hinreichend über die Tatsache des Einsatzes informiert ist und sie als nicht-normal empfindet. Das erklärt, warum in Ländern mit langer kolonialer Tradition und post-kolonialer Praxis wie Portugal oder Großbritannien die Tatsache, dass staatliche Armeen in weit entfernten Operationsgebieten tätig sind, als normaler empfunden wird. Bei den USA, als für uns hegemoniale Militärmacht, ist das etwas anders, obwohl dieser Staat ja dauernd *out of area* operiert und über 1000 Stützpunkte in aller Welt unterhält. Wir bezeichnen dies als die *Globalisierung des Warriors*, als Rollenmodell oder Leitbild oder aber als Gegenideal. An einem Beispiel der journalistischen Bearbeitung der Auslandseinsätze in Afghanistan kann das erläutert werden.

Sebastian Jungers *War* (2010) ist ohne Zweifel eine Ausnahme unter den Kriegsbüchern der letzten Zeit. Es ist die Reportage eines eingebetteten Journalisten von den Kämpfen im Korengal-Tal im östlichen Afghanistan, nahe der pakistanischen Grenze. Hochliterarisch und zugleich minutiös akkurat, das Ge-

25 Annette Hidber schreibt eine Doktorarbeit über den Vergleich von Identitäten zwischen israelischen und deutschen Soldaten unter meiner Betreuung.

genteil eines Kriegstagebuchs. Das Buch knüpft an bestimmte Vietnam-Traditionen an und an die Losgelöstheit der aktuellen Kämpfe vom politischen Rahmen und von den Frames der Intervention. Tim Hetherington, der in Libyen getötete renommierte Photograph, hat dazu ein Buch gemacht, das überwiegend aus Portraitphotos besteht; dazu noch einige wenige Aufnahmen der erbärmlichen Gefechtsstände im gebirgigen Gelände, ein paar Einblicke ins Lagerleben, und Fotos von Tattoos und Emblemen (vgl. Hetherington 2010). Die meisten Gesichter zeigen eines deutlich: so sehen keine Krieger aus wie wir sie in den Engrammen unserer kulturellen Bildung haben. Sie sind eher an den Schützengräben von Verdun anschließbar, wie von Remarque beschrieben. Oder an die Stelle bei Junger, wo es um Sieg und Niederlage heißt: „It’s been the kind of week that makes people back home think that maybe we’re losing the war...“ (Junger 2010: 125). Verletzliche, verletzte junge Menschen, deren Professionalität auch im Kontrast steht zur technischen Rahmung (auch ein „Frame“, wenn man so will), dass der elektronische Krieg mit Infrarot, lautlosen Kampfhubschraubern, Fernlenk Waffen und Satelliten immer wieder auf die Attacke im Kampf Mensch gegen Mensch, Scharfschützen und Hinterhalte im Wald stößt. Auf einigen Bildern sieht man, wie sich die Soldaten im Gefechtstand „balgen“. Dazu schreibt Junger, dass nach ein paar Tagen ohne Kampf die Spannung so unerträglich wird, dass sie sich gewaltsam, ohne jede Freundschaft oder das Aufeinander-Angewiesen-Sein zu zerstören, entlädt, bis hart an die Grenze des Ernstfalls (Junger 2010: 23f). Und implizit wird immer wiederholt, dass diese Warriors sehr oft in ihrem Platoon, in ihrer Kompanie, die einzigen Freunde ihres Lebens (gefunden) haben. Beides sind fast archaische, jedenfalls vormoderne Muster. Die Bilder sind schwer auf den „demokratischen Krieger“ zu überschreiben, und doch – wird dieser sich im „Ernstfall“ des Kampfes anders verhalten? Und mit welchen Erzählungen wird die Militärsoziologie arbeiten müssen, wie werden die Erzählungen der überlebenden Heimkehrer, ihrer Angehörigen, ihres sozialen Umfelds in die größeren Narrative ihrer Gesellschaft und Zeit aufgelöst werden? Ein gelungener deutscher Versuch, dieser Darstellungsform nahezukommen, findet sich bei Stefan Kornelius (Kornelius 2009).

Der bettelnde Beinamputierte ist heute auf den Straßen von Kabul gegenwärtig, aber er „erinnert“ (noch) nicht an *unser* Alltagsstraßenbild. Die Verletzungen sind andere geworden, und sie werden anders repräsentiert, vor allem medizinisch, um im Bereich der Wohlfahrts-Governance aufgehoben zu sein – das kann man an der Diskussion von PTSS (Post-traumatisches Stresssymptom) studieren. Just ein paar Tage nach der Ausstrahlung von „Willkommen zu Hause“ befasste sich der Bundestag damit und kurzzeitig war es ein Medienthema. De facto sind Heimkehrer-Neurosen und –Psychosen aber nur bedingt in den breiten Symp-

tombereich des PTSS einzuordnen. Die Beziehung zur Realität des Einsatzes und zum Krieg wird gekappt, wo sie beim Amputierten noch deutlich unabweisbar war. Ich möchte gerade an dieser Stelle niemanden provozieren: aber es scheint mir, dass wir mit Toten (Gefallenen) leichter umgehen als mit Invaliden und Veteranen.

4.6 Stereotype Bilder aus dem Krieg

Alle Schulneubauten weltweit sehen gleich aus, alle Krankenzimmer sind sich ähnlich. Wenn Soldaten Schulausrüstung an Lehrer und Schüler verteilen oder Spatenstiche für Neubauten machen, wird wenigstens das Ausgangsnarrativ – *Soldaten bei Friedenseinsätzen* – aufgerufen, zugleich mit einer Portion ironischer Ungläubigkeit. (*Dazu* sind die doch nicht dort). Es wird aber auch angedeutet, dass es ohne Soldaten nicht geht. Das ist für den Heimatdiskurs eine wichtige Bruchstelle. Soldaten von humanitären Interventionsarmeen (also nicht Angriffskrieger wie im Irak-Krieg von 2003) sind meist *nach* den Kampfhandlungen der Kontrahenten vor Ort, was fälschlich als *post-conflict* bezeichnet wird, und besser *post-war* bezeichnet würde, selbst wenn der Krieg noch nicht gänzlich vorbei ist. Jedenfalls ist der Krieg als Quellkonflikt vorbei, und Konflikte der Interventionsgesellschaft sind analog denen der Nachkriegsgesellschaft. Wenn die Intervention mit Militär erfolgt, was oft, aber nicht immer der Fall ist, dann ist ein Problem, ob das Militär die politischen Vorgaben der Intervention erfüllen kann (und will); und ein anderes, wieweit es sich gegenüber der Politik verselbstständigt.

4.7 Der Heimatdiskurs schreibt sich in die Kultur ein

In der Literaturwissenschaft gibt es eine ganze Menge an Untersuchungen zu den Verbindungen zwischen verschiedenen Genres und den Diskursen des Militärischen, des Patriotischen, des Nationalen etc. Die Brücke zu den Sozialwissenschaften wird häufig und mit Gewinn gebaut. Im Alltag unserer Forschung ist das nicht so einfach, teilweise scheitert das Erreichen dieser Brücke an der Diachronie der Diskutierenden (zwischen dem Wissen und der breiten Bildung der Studierenden und der Lehrenden), teilweise an der Enge der Fachkulturen. Der „alte“ Krieg hat die Bilder und Begriffe geprägt, er ist voll von anachronistischen, heroisierenden und sinnlichen Bild-Elementen und Assoziationen. Es gibt geradezu eine Beruhigung, wenn man hört, wie Soldaten kämpfen, sich gegenseitig mit Gewehren erschießen, wenn es gar den Kampf „Mann gegen Mann“ gibt. Beruhigung deshalb, weil die rationale, äußerst weit entfernte Steu-

erungszentrale der meisten Angriffe weder sinnlich vorstellbar ist noch den Prozess vermittelt, dass in vielen Fällen die technische Rahmung eines Angriffs doch beim einzelnen Soldaten, beim Kämpfer ankommt. Der Drohnenkrieg ist ein gutes Beispiel für diese Unvorstellbarkeit und auch Unsagbarkeit. Es gibt eine Einschreibung des Kriegs als Normalität in die Alltagskultur. Das ist im Übrigen etwas anderes als die oft beklagte „Militarisierung“, die ja bestimmte intentionale und ideologische Voraussetzungen hat. Dass der Krieg dazugehört, ist für uns so fatal, weil wir uns angewöhnt haben, ihn nur *woanders* als dazugehörig zu wissen. Es ist ein oft unbeachteter Aspekt der Theorie zur Interventionsgesellschaft, dass die Intervenierenden Anteil an ihr haben. *Wenn man keine Worte und Bilder für etwas hat, worüber man mitreden möchte, wählt man oft alte oder erprobt neue, aber häufig sind es „falsche“ im Sinne der Nichtübersetzung dessen, was man sagen möchte.* Diese Erprobung ist entweder eine Einübung in *Normalität*, oder sie ist Ausdruck einer noch nicht geronnenen Einstellung zu einem Wandel. Wir betonen noch einmal, dass Normalität nicht automatisch in „richtig“ oder eben „falsch“ zu übersetzen ist. Sondern, dass man sich mit einem Phänomen auseinandersetzen muss, das *so* nicht voraussehbar war.

4.8 9/11 und der Heimatdiskurs kommt in Fahrt

Es folgt ein Abschnitt, in dem ich mit Bildern unterlegte Beispiele dafür gebe, wie der Heimatdiskurs sich verbreitet. Es handelt sich um eine Auswahl, die mehr auf Breite denn auf Tiefe ausgerichtet ist und eher „unscheinbare“ Momente in die Theorie hineinzieht.

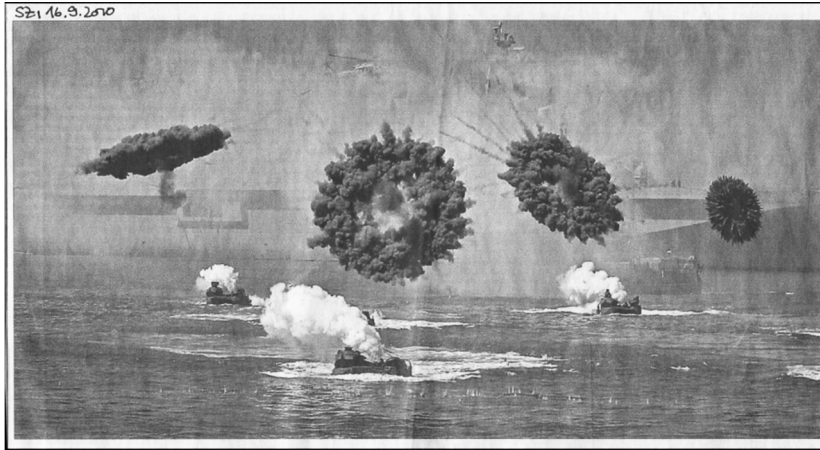
Nach 9/11 hat Karlheinz Stockhausen viel Unmut auf sich gezogen, als er den Anschlag ein großes Kunstwerk nannte und das auch einigermaßen ausführlich begründete.²⁶ Bilder vom Krieg und von Terror haben immer eine gewisse Faszination auf die Kunst und die Rezeption dieser Kunst ausgeübt, die Verbalisierung durch Stockhausen war vielleicht kurzfristig anstößiger als Bilder, Karikaturen und Anspielungen.

Wenn es nicht um terroristische Akte oder um unfassbare große Zahlen geht, hat das konsumierende Publikum nichts dagegen, große Verbrechen künstlerisch serviert zu bekommen, Meisterdiebe, Postraub, Überlistung der legitimen Gewalt usw. Aber die Ästhetisierung des Antithetischen, des Feindes, ist verboten. Es ist interessant, dass nach dem Tod von Osama bin Laden vor allem verbal, aber

26 Interview am 16.9.2001 www.stockhausen.org/hamburg.pdf (aufgerufen am 14. Mai 2011) sowie viele Blogs und Kommentare bis heute (ca. 47.000 Ergebnisse bei Google).

auch in kommentierten Fotos und Videos eine gewisse, „kleine“ Ästhetisierung dort stattfindet, wo man die gezielte Tötung in westliche Kommentaren verurteilt, während seine „hässliche“ Fratze (er selbst bzw. die von ihm inspirierten Taten) dort besonders herausgebildet werden, wo die Tötung als solche gebilligt wird.

Abbildung 4: Übungsmanöver



Quelle: Süddeutsche Zeitung, 16.9.2010.

Der moderne Krieg kennt nicht nur die „kontrafaktischen“ Soldatenbilder, sondern auch eine abstrakte Ästhetisierung, die man am besten in der Atompilzsymbolik von Hiroshima nachverfolgen kann; heute werden Manöverbilder gezeigt, die nicht ohne weiteres als Kriegsbilder zu identifizieren sind. Man müsste auf die Theorie des ornamentalen übergehen, wollte man hier den Befund genau erläutern, dass es sich nicht so sehr (aber auch) um eine Verharmlosung handelt als vielmehr um die Herausnahme des agierenden Kriegers oder Kämpfers aus dem Kampf- und Tötungsvorgang. Die Objektivierung des Objektiven, möchten wir das nennen. (Der nächtliche Angriff auf Bagdad im ersten Golfkrieg bot eine derartige Ornamentik („Feuerwerk“), die massenmedial in Echtzeit um die Welt ging und ihren Kontext nicht ohne weiteres enthüllte.)

Als Ergebnis von 9/11 entsteht eine *Homeland*-Rhetorik in den USA, die sich zunehmend verfestigt, und deren Zweck offenkundig eher die Erhaltung des amerikanischen *Exceptionalism* (Franck 2001; Danner 2011) ist als tatsächlich wirkungsvolle Schutzmechanismen aufzubauen, die von den bisherigen Sicherheitsagenturen nicht gewährleistet werden könnten. Diese Rhetorik wird teilweise auf Bündnispartner übertragen, obwohl die Halbwertszeit von 9/11 entgegen

allen Prognosen relativ kurz ist und sich heute mit den Anschlägen auf das WTC nicht mehr allzu viele restriktive Maßnahmen rechtfertigen lassen (hier gibt es nationale Unterschiede). Aber natürlich gibt es handfeste und materielle Spuren, und also auch im Diskurs. Florian Kühn hat dies in der maßlosen und auch in der Sache ungerechtfertigten Überschätzung der Terrorismus-Semantik plausibel dargestellt (vgl. auch seinen Beitrag in diesem Band).

Aber 9/11 hat die Auslandseinsätze der Bundeswehr zwischen zwei Polen aufgespannt, während man *vor* dem September 2001 auf die Entwicklung *hin* zu R2P gespannt sein konnte. Jetzt bildet diese Entwicklung, die weltgesellschaftlich und transnational ist, einen Brennpunkt, während der andere eine supra-nationale oder bilaterale Loyalitätshierarchie zum Fundament hat, mit den USA als zunehmend schwächerem, aber noch immer übermächtigem Pol. Dass die deutsche Beteiligung an Krieg und Intervention unter den Umständen, wie sie Afghanistan und davor Kosovo gegeben hatten, „normal“ wäre, kann man nicht behaupten. Dass sie sich nicht wiederholen und zum Normalfall werden könnte, kann man ebenso wenig abtun. Es hat den Anschein, dass sich der Heimatdiskurs auf die zweite Option einrichtet. Dafür spricht die angefangene Reform der Bundeswehr; dafür sprechen auch die verstärkten Bemühungen, Interventionen in völkerrechtlich verbindliche(re) Rahmen zu setzen, wie die Diskussion um den Einsatz in Libyen zeigt. Und die Diskussion um die gezielte und in Kauf genommene Tötung von Osama bin Laden zeigt ein weiteres Mal, dass der Wert der staatlichen Souveränität erheblich in Zweifel gezogen wird, gerade wenn eine normativ begründete Intervention – in diesem Fall punktgenau und singular – durchgeführt wird. Wenn der Ansatz des Heimatdiskurses akzeptiert oder wenigstens weitgehend für sinnvoll gehalten wird, dann sind seine Schnittstellen mit anderen Diskursen von Bedeutung und alle Vermittlungsebenen, in denen er sich manifestiert. Die Emergenz dieses Diskurses, sein Auftauchen als Ergebnis und Bedingung der Verstärkung von *out of area* Einsätzen, hat die Erzählungs- und Darstellungsebenen erheblich verändert. Ich überlasse die medienkritische Deutung dieser Veränderung den Experten für dieses Gebiet und konzentriere mich auf die Verbindung zu einer *Politik, in der – und das ist entscheidend – das Dispositiv der künftigen globalen Innen-/Außenpolitik Deutschlands noch nicht festgelegt ist*. Dieser Zustand des Fluiden, Unfertigen, hat Vorteile – er schafft Raum für demokratische Verhandlung, für Transparenz, für Rückholbarkeit.

Nicht erst mit Jungers *War* wird eine Kampfsituation gezeigt, in der das „eigentliche“ zu Hause der Soldaten zunehmend der Gefechtsstand wird. Das äußert sich in der Reportage ausführlich, weil das vorgeschobene Camp und die behelfsmäßigen Außenposten die sozialen Orte sind, in denen Freundschaften und

„existentielle Gedanken“ sich austauschen, das Wichtige ist hier das Virtuelle in einer fernen anderen Realität. Das ist ein anderes „Home“ als das in den *Home Stories* gezeigte. In deutschen Medien wurde bis vor kurzem gerne das „Battle-Home“ von amerikanischen Soldaten gezeigt, erst spät kommen deutsche Lagerstories dazu.

Abbildung 5: Cover des Süddeutsche Zeitung Magazins „Abstieg“ (li.) und Ausschnitt aus der Zeit „heranreitender Taleban“ (re.).



Quelle: Süddeutsche Zeitung Magazin, 30.05.2008 (li.); Die Zeit, 19.06.2008 (re.).

Solche Darstellungen finden sich bei Junger nicht, die Ikonologie ist bei ihm persönlicher und reduzierter. Das erste Bild hier ist deshalb interessant, weil es auf dem Titel, also programmatisch, einen „negativen“, resignierten Eindruck vermittelt – deshalb nenne ich es *Abstieg*, weil ja zum Horizont hin ein Abgrund ist. Auch das „irgendwo“ demonstriert Gleichgültigkeit, Erschöpfung. Ganz anders die etwa zeitgleiche Wahrnehmung der Taleban: die „reiten“, tendenziell immer selbst-ergänzend wie eine feindliche Gang im Westen herein.

Mit diesen Bildern werden Bedürfnisse befriedigt, sich bestätigt zu fühlen, dass der Einsatz ohnedies vergeblich sei – was dann politisch umschrieben heißt, dass der Kampf/Krieg „militärisch nicht zu gewinnen sei“. Wobei sich ja keine Bilder denken lassen, in denen der Kampf gewonnen ist. Wie solche Bilder gefertigt werden, kann man anhand der Geschichte des gestürzten Saddam-Denkmal in Bagdad nachlesen (vgl. Maass 2011). Aber die klassische Siegespa-

rade ist so unwahrscheinlich wie die jubelnden Massen nichtssagend wären, jetzt, wo jeder Bildausschnitt vielfach bearbeitbar und in unterschiedliche Interpretationen eingebettet ist. Außerdem: wer hätte denn wen besiegt? Ein immer wiederkehrendes Motiv der Hoffnung ist in den letzten Jahren die Situation, wenn würdige Taleban-Anführer sich aufstellen, ihre Waffe abgeben oder eine weiße Fahne tragen und sich der Regierung anschließen. Diese Bilder sind insofern ent-kontextualisiert, als sie nicht mehr erklären, *wie und warum* es zum Sinneswandel gekommen ist – und es macht einen Unterschied ob durch Drohung, durch Gewalt („militärischer Teilerfolg“), durch Einsicht, Taktik oder rationale Güterabwägung. Die Unterwerfungsgeste wird zum Emblem des Erfolgs.

4.9 Hat Deutschland sich verändert?

Wir verlangen eine Menge vom Heimatdiskurs. Gehen wir zu den Ausgangsfragen und Definitionen zurück. Wenn der Heimatdiskurs die Handlungen von Politikern, Eliten, Meinungsmachern, Medien und einer interessierten Öffentlichkeit beeinflusst, dann hat er auch Wirkung auf das System, in dem sich diese Akteure bewegen, auf Deutschland. Bei einer Veranstaltung der CDU zu Afghanistan, im Vorfeld der Bonner Konferenz vom 5.11.2011, stellte der Abgeordnete Ruck fest: „Afghanistan hat Deutschland verändert“. Das meint, dass der Auslandseinsatz die Koordinaten der gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung des staatlichen Rahmens verändert hat. Dazu gibt es Ereignisse und Phänomene, auf die zu reagieren wir nicht gelernt haben, bzw. es fehlt uns die Routine im Umgang mit ihnen. Was ist anders geworden?

Vordergründig gibt es eine Reihe von Phänomenen, die neu sind, bzw. die wir nur von anderen kennen. Nicht nur, dass wir Kriegstote haben, sondern wie sie in die Heimat zurückkehren, wie die Totenfeiern stattfinden, was bei uns anders ist als z.B. bei den USA, wo es lange verboten war, die braunen Säcke zu filmen, in denen die Gefallenen angelandet wurden. Oder dass man uns „initiierten“ möchte, in dem man uns auffordert, „töten zu lernen“.

Aus den Medien erfährt das Volk, was es braucht, um in einer anderen Klasse anerkannt zu werden. Oft ist in den letzten Jahren der Satz gedruckt worden, wonach Deutschland in Afghanistan *seine Unschuld* verloren hätte. Konkret meint diese Metapher, dass unsere Auslandseinsätze mit einer in Kämpfe einbezogenen Bundeswehr dem ursprünglichen Narrativ entzogen wurden. Spätestens beim Bombardement der beiden Laster in Kunduz am 4.9.2009 ist diese Initiation zur Normalität hin offenkundig. Es klingt, als wäre man *endlich und überfällig* erwachsen geworden. Bei einer Versammlung von Pressesprechern sagte die Stimme des Bundeswehrverbandes fast ehrfürchtig, es handle sich um „einen

richtigen Krieg; die Taliban sind richtige Kämpfer...“, das *richtig* weist darauf hin, dass hier bereits ein *normales Muster* (im Sinne von normativ) besteht, das jetzt von der Realität bestätigt wird.

Die Situation ist nicht schwer zu dekonstruieren. Das beschriebene pazifistische Nachkriegsnarrativ und eine Haltung zur Leitnation USA haben Deutschland besonders sorgsam darauf achten lassen, dass die *anderen* foltern mögen und Menschenrechte verletzen, man selbst aber nicht. Man kritisiert andere, wenn sie Unrecht tun, indem man sich nur innerhalb der Bündnisverpflichtung beteiligt und genau das zu machen, was man an anderen kritisiert. Bis eben zum Bombardement am 4.9.2011, bis zum ersten erschossenen Afghanen an einem Checkpoint, bis zur ersten öffentlichen Wahrnehmung von Fehlverhalten unserer Soldaten z.B. bei der Totenkopffaffäre. Die tugendhafte Rolle ist ausgespielt. Für die wenigen, die noch an das Weltkrieg II-Narrativ anknüpfen können, ist das weniger schlimm, denn „Krieg ist Krieg“; für die anderen ist es ein Sündenfall.

Warum die Politik ihre Strategie wechseln sollte, ist in dieser Moralisierung des Diskurses nicht sofort erkennbar. Würde man die militärischen Ziele eher teilen, wenn sie ohne Fehlverhalten, ohne Kollateralschäden, ohne Infragestellung der Mittel erreicht werden könnten? Eine Schlüsselszene bei Kurbjuweits *Kriegsbraut* (Kurbjuweit 2011) legt diese Deutung nahe. Nach dem Einsatz, bei dem auch drei Zivilisten sterben, ist für den Kommandanten am wichtigsten, dass diese Tatsache nicht der deutschen Öffentlichkeit bekannt wird: Die Offizierin hat ein Bombardement eines Gehöfts ausgelöst, von dem aus ihr Konvoi beschossen wurde. Früher hatte sie dort eine Frau mit zwei Kindern gesehen; die wurden jetzt offenbar als menschliche Geiseln benutzt und kamen beim Bombardement um.

„Haben Sie zu einem anderen Zeitpunkt Menschen an diesem Ort gesehen?“, fragte der Kommandeur. „Ja, immer wieder...“ --- Esther weiß natürlich, dass durch ihre Fluganforderung auch die drei Zivilisten ums Leben gekommen sind. Dass der Hof unbewohnt erschien, an diesem Tag, beruhigt den Kommandeur. ---„Sind Sie sich absolut sicher, dass Sie keine Zivilisten gesehen haben?“, „Absolut“, „Es wäre eine Katastrophe, wenn die Öffentlichkeit erführe, dass wir für den Tod einer Frau und zweier Kinder verantwortlich sind“. (Das ist eine Tatsachenbehauptung, wir sind verantwortlich!). Sind wir doch, dachte Esther. „Sie als Frau müssten das doch in besonderer Weise verstehen“, sagte der Major. ...Nach quälenden Bestätigungen sagt der Kommandeur: „...Sie haben uns versichert, dass Sie nichts von deren Anwesenheit gewusst haben. Das ist gut. Es gibt niemanden, dem wir einen Vorwurf machen können. Es ist alles ordnungsgemäß abgelaufen“....Der Major beugte sich vor: „Wie war das? Wie hat sich das angefühlt mal richtig zu schießen? (256-257).

Die Situation ist geklärt. Wem können wir einen Vorwurf machen, nicht, wer kann uns einen machen?

Eine andere Deutung ist ungewollt zynisch. Weil man die ohnedies bereits allgemeine Meinung teilt, der Konflikt (mit den Taleban und Aufständischen) sei militärisch nicht zu regulieren, müsse man abziehen. Also könnte man bleiben, würde man erfolgreich sein, gar siegen? Das ist nicht gemeint, sagen wir wohlwollend, aber unbewusst wird es vielleicht doch so gesehen, dass die nicht-erfolgreiche Militäraktion die Legitimation der Intervention weiter untergräbt. Auch das ist eine neue deutsche Erfahrung.

Wie bereits mehrfach ausgeführt, ist die zunehmende Heimkehrerliteratur insofern „neu“, als über lange Zeit die Literatur über den Zweiten Weltkrieg für die breite Masse abnahm (z.B. Konsalik) viel Kriegsliteratur „fremde“ Kriege behandelte, also solche, an denen deutsche Soldaten nicht teilnahmen, bzw. das Genre in Thriller und Science Fiction verschoben wurde. Hier wird massiv Geschmack verändert und damit in die kulturellen Legitimationen eingegriffen. Afghanistan ist nicht einfach „unser Vietnam“, aber Bezüge sind ganz eindeutig (auch was hier erhältliche und übersetzte amerikanische Literatur betrifft). Afghanistan gehört bereits zu unserem kollektiven Gedächtnis, ist aber noch lange nicht im kulturellen eindeutig festgelegt (vgl. Assmann 1994).

Die Geschmacksfrage ist nicht trivial, weil sie die Voreingenommenheit und positive wie negative Inklinationen verstärkt. Sie steht aber nicht im Vordergrund. Es ist interessanter für die wissenschaftliche Analyse zu erkunden, wie die Botschaften dieser Literatur sich im Diskurs festsetzen und ihn verändern, verstärken oder abschwächen; die unmittelbare Wirkung eines kurzfristigen Memoirenstücks kurz vor der Buchmesse 2011 ist ein Indikator. Tom Koenigs war SRSG für UNAMA 2006-2008. Sein Buch, eine Sammlung von Berichten an Freunde, trägt den paradigmatischen Titel *Machen wir Frieden oder haben wir Krieg?* (Koenigs 2011). Es enthält förmlich die bisherige Abhandlung zum Heimatdiskurs. Der anekdotische Analysenstil steht einerseits in der Tradition von Diplomatenmemoiren, andererseits schreibt hier ein aktiver und respektierter Politiker Aufklärungsliteratur, die über die Entscheidungsträger hinaus zielt und Afghanistan weniger imaginativ als empirisch macht. Koenigs' Bericht ist so wichtig, weil er in eine politische Analyse *eingebettet* ist, also eine „Objektivierung“ darstellt, die Befund und Rechtfertigung zugleich enthält. Diese Einbettung unterscheidet das Buch von einer Vielzahl von Berichten, die vor allem der Verarbeitung unmittelbarer Erlebnisse (nichtvorrangig Beobachtungen) dienen. Es darf vermutet werden – und diese Beweisführung steht dringend für die Forschung an – dass Koenigs' Buch der Meinungsbildung unter den Peers erheb-

lich stärker dient als der Meinungsbildung breiter Massen; d.h. das Buch differenziert weiter, was schon differenziert im politischen Feld vorhanden ist.

Diese Einbettung wird wirkungsvoll transportiert, wenn die Fiktion den Charakter von Doku-Fiktion annimmt, aber nicht wirklich ist (man sieht dem Text die Recherche an, aber die Recherche ist weder Handlung noch verdeckter Zweck des Texts). Dirk Kurbjuweits Roman *Kriegsbraut* steht nicht in der Tradition der endlosen Reihe von Subjektivierungsromanen der Kriegserfahrung, sondern er imaginiert Unmittelbarkeit und Subjektivität in eine Handlung, deren eines Problem eine Beziehungskonstellation in Deutschland und in Afghanistan ist, die nur beschränkt kulturell different in beiden Realitäten bearbeitet wird. Das andere Problem aber ist der Heimatdiskurs und seine Rechtfertigungskomponente. Kurbjuweits Einbettung ist Koenigs' ähnlich: Menschenrechte und ihre Rückübersetzung in die jeweilige Gesellschaft sind wichtiger als die Beobachtung oder Handlung, aber nur durch die beiden vermittelbar und ihres abstrakten Codes entkleidet. Außerdem geht es nicht um die Klassifizierung der Afghanen, also der Intervenierten. Die Interventionsgesellschaft kommt immer nur im Verständnis bzw. Missverständnis von konkreten, handelnden Personen vor. Darin unterscheidet sich Kurbjuweit ebenfalls von der psychologisierenden, oft therapeutisierenden, Heimkehrerliteratur; er kommt solcher Belletristik nahe, die prototypische Personen und Handlungsschemata präsentiert. Wichtiger erscheint uns, dass er keine ideologische Beeinflussung der Leser in Bezug auf ihre Haltung und Einstellung zum Einsatz versucht, sondern die Subtexte in die Personen des Romans verlagert. Vor allem die erlebte oder fingierte Briefliteratur arbeitet scheinbar an der Oberfläche, Wissen, Meinung und Wertung fallen zusammen und gewinnen Authentizität durch die Beglaubigung des persönlich, wirklich Erlebten. Aber gerade diese parteilich-aufrichtige Literatur transportiert ihre Subtexte nichtsdestotrotz – und oft massiver. Überschriften aus der Einleitung: *Was die Bundeswehr verhindern wollte. Von der Friedensmission zum Krieg. Unser Krieg? Der Krieg und die Deutschen*. Zwei Textbeispiele:

„Bei uns ist der Stab so mit der Irreführung der eigenen Truppen beschäftigt, dass er für Briefe keine Zeit hat ☹“. (Baumann 2011, 46)

„...aber heute sollte es endlich so weit sein und ich meine Pistole anschießen können. Tatsächlich fahren wir mit Fuchs, Dingo und Wölfen raus. Ich entscheide mich für den Vordersitz des Fuchs und merke erst später, dass mein Fahrer eine blonde Fahrerin ist, mit der man sich angenehm unterhalten kann. Das Schießen selbst ist auch sehr interessant.“ (Baumann 2011: 41)

Fuchs, Dingo und Wölfe sind Fahrzeugtypen. Im zweiten Brief ist das „Auch“ im letzten Satz einer Analyse wert.

4.10 Kunduz 4.9.2009

Eine ausführliche Würdigung der Ereignisse von Kunduz greift in eine Vielzahl von Diskursen ein; sie ist auch deshalb schwierig, weil hier die Perspektive nicht einfach eine arbiträre ist, sondern ganz entscheidend den Anlass und Hintergrund der Recherche und Urteilsfindung zur Offenlegung zwingt. An einigen kleinen Beispielen kann die Bedeutung des Vorfalls im Heimatdiskurs aber deutlich gemacht werden.

Schon die schiere Menge an Kommentaren zu den Dokumenten, die den Vorfall betreffen, macht einen Eindruck in den Heimatdiskurs. (14.000 Hits zur Anfrage „Kunduz 4.9.2009“ bei Google 27.12.2011). Eine Nacherzählung dessen, was wirklich geschah, hätte ihre Schwierigkeiten. Das Ereignis war ein Bombardement von zwei Tanklastzügen, die Tage zuvor von Taleban entführt worden waren. Die Bomben töteten ca. 90 Menschen. Wie es zum Einsatzbefehl kam, und wie die Geschichte verdreht, korrigiert und ständig verändert wurde, wurde ein politischer Skandal. Wie die Vorgeschichte war, interessierte die meisten Menschen nicht bzw. war ihnen auch dann nicht zugänglich, wenn sie sonst gut informiert waren. Wie die ISAF-internen Abläufe waren, konnte sich nur zusammenreimen, wer die offiziellen Stellungnahmen dazu und die Kommentare zu diesen Stellungnahmen zum Anlass genauerer Recherche nahm. Noch komplexer wurde es, wenn man den politischen Kontext dazu nahm, etwa die Befehle des ISAF Oberbefehlshabers McChrystal, im Zweifelsfall keinen Einsatz mit Waffengewalt zu befehlen und die Rechtfertigungstaktik des Oberst Klein, diesen Einsatz sehr wohl verantworten zu wollen, wenn auch unter Gewissenszweifeln und Skrupeln.

Warum ein derartiges Ereignis so tief in den Heimatdiskurs eingriff, versteht man sofort, wenn man sieht, welche Bastionen des Bundeswehr-Narrativs und der eigenen, moralischen Überlegenheitsposition „Deutschlands“ augenblicklich geschleift wurden (Deutschland ist hier in „gesetzt, weil eine andere Diskurskonstellation angesprochen ist: im politisch-populären Diskurs der Auslandseinsätze waren *die Amerikaner* stets das Modell für Grenzüberschreitungen und militärische Fehlhandlungen – oft mit dem Kriegerbild vermischt, oft aber auch mit einem kruden moralisch zivilisatorischen Vorurteil: rückständig gegenüber den deutschen Errungenschaften an Integrität und Menschenrechtsbeachtung. Man denke an Abu Ghraib, an das Bombardement von Hochzeitszügen, an CIA Folter und Geheimgefängnisse – „wir“ haben all das nicht, und kleine Ausrutscher, wie die Affäre Kurnaz oder Mitwirkung an amerikanischen Vergehen, fallen dann unter den Tisch). Bei Kunduz wurde vom Verlust der „Unschuld“

gesprochen und von der Tatsache, dass wir nun wirklich *normal* seien, d.h. uns so verhielten wie alle anderen kriegführenden oder kämpfenden Nationen. Hier ist das Einlassventil zum Heimatdiskurs. Die Breitenwirkung des Vorfalles war erheblich und dauerte mehr als ein Jahr, die Tiefenwirkung besteht nach wie vor in sehr begrenzten Bereichen, etwa dem militärischen Disziplinarrecht, das für Klein nicht angewendet wurde und in der angeblichen rechtlichen Verunsicherung der Einsatztruppen.

Wir wollen einen Strang beschreiben, der erklärt, wie die Eingriffe in den Diskurs erfolgt sind. Der Strang ist zweigeteilt: ein Zweig beruht auf einer Reihe von Mitteilungen, Stellungnahmen und Dokumenten, die von der Bundesregierung (BMVg, Kanzlerin) veröffentlicht wurden, und von Diskussionen im Bundestag. In diesen Zweig gehören der Rücktritt von Minister Jung, die widersprüchlichen Äußerungen von Minister zu Guttenberg, die Entlassung von Staatssekretär Wichert und Generalinspekteur Schneiderhan. Es musste auch dem wenig informierten Bürger der Eindruck entstehen, dass ein Schutzkordon um den Verteidigungsminister und um den Obersten Klein gezogen werden musste, um das große Ganze, „Deutschland“, integer zu erhalten. Auch wenn viele Medien nachhaltig darüber berichteten, blieb die Analyse und Bewertung fast ausschließlich den Experten vorbehalten, die Zugang zu nichtöffentlicher Information, persönlichen Berichten von Augenzeugen und einige Kenntnis über den militärischen Aufbau von ISAF haben. Diese Experten treten für gewöhnlich nicht in weitverbreiteten Kommentaren an die Öffentlichkeit; die Diskussion im Bundestag überschreitet die Skandalschwelle zum Dauerbrenner nicht. Innerhalb der Experten hält die Diskussion um die Folgen des Ereignisses an. Von daher erfolgt eine vielfältige Korrektur und Ablenkung innerhalb des Heimatdiskurses.

Der zweite Zweig beruht auf einer individuellen Recherche eines prominenten Journalisten, der damals für den Stern schrieb und in Afghanistan lebte: Christoph Reuter. Er dokumentierte mit eindringlichen Bildern von Marcel Mettelsiefen eine Reportage über den Vorfall, vor allem aber eine minutiöse Recherche über die Hinterbliebenen der Opfer und wie diese zu den Tankwagen gekommen waren, um Diesel abzapfen. Es folgten eine bemerkenswerte und weit kommentierte Ausstellung „Kundus 4.9.2009“ im Kunstraum Potsdam, eine damit verbundene Vortragsreihe und ein von Clemens Bechtel verfasstes und inszeniertes Dokumentarstück am Potsdamer Hans Otto Theater, das im Übrigen von vielen Experten des oben genannten ersten Diskursstrangs beraten wurde. Das urbane aufgeklärte Umfeld der Hauptstadt fand in der Potsdamer Ereigniskette eine Plattform, seine Position im Heimatdiskurs zu testen.

Der Vorfall wird die Politik und die Bundeswehr, indirekt auch die Justiz, noch lange beschäftigen. Letztere nur indirekt, weil sowohl die staatsanwalt-

lichen als auch die disziplinarischen Ermittlungen niedergeschlagen wurden. Die Halbwertszeit der kollektiven Erinnerung ist relativ kurz; Klein ist nicht zum emblematischen Namen für die neue Bundeswehr geworden, obwohl er wahrscheinlich der kurzfristig bekannteste Name eines aktiven Offiziers geworden ist. Die Spuren im Heimatdiskurs aber sind nachhaltig. Die Einsatzregeln sind ebenso in die Diskussion geraten wie die Erkenntnis, dass im Ernstfall rechtliche, auch menschenrechtliche, Erwägungen mit politischen Rahmungen, etwa der Dominanz der US-Regeln, und mit dem Prinzip verantwortlicher Führerschaft (*Leadership*) kollidieren. Im August 2012 wird Oberst Klein zum Brigadegeneral befördert. Dirk Kurbjuweit spricht von einer Belohnung: „Da der Oberst in Kunduz brutal handelte, wurde er eine Art Held. Nun steigt er zum Brigadegeneral auf.“ (Der Spiegel 33/2012: 23); hingegen fordert Blechschmidt „Barmherzigkeit für Oberst Klein“, dieser sei mit seiner Tat lebenslang belastet (SZ, 9.8.2012).

4.11 Fortschrittsberichte und Fortschritt

In dem Maß, in dem die Realität des Auslandseinsatzes ins Bewusstsein der Öffentlichkeit dringt, gewinnen Aussagen und Informationen der Bundesregierung höheres Gewicht als früher, zumal die öffentliche Meinung eine scheinbar paradoxe Spaltung repräsentiert: eine Mehrheit steht der Bundeswehr positiv gegenüber, eine ebenso große Mehrheit lehnt den Afghanistaneinsatz ab. Da wir eine Parlamentsarmee haben, musste die Bundesregierung um jede Mandatsverlängerung und -veränderung den Bundestag bemühen, und wichtige Diskussionen fanden und finden in Parteigremien statt, bisweilen transparent durch Fraktionsanhörungen und Paneldiskussionen. Die öffentliche Meinung ist lange Zeit über das wirkliche Geschehen in Afghanistan wenig informiert gewesen, stereotype Berichte vermittelten den Eindruck von Routine; z.B. wenn Politiker die Truppe im Feldlager besuchten. Routine bedeutet Normalität, und die wiederum ließ sich nur im Kontext aufrechterhalten, als der Einsatz als Stabilisierung und militärisch gestützte humanitäre Intervention klassifizieren ließ.

Für den Heimatdiskurs ergeben sich hier einige Besonderheiten. Zum einen wurde seit Bonn 2001 kaum Sachinformation als Bürgerqualifikation von Seiten der Regierung ausgegeben; damit war Afghanistan stärker als z.B. Kosovo davor von Anfang an Produkt des Kommentars. Zweitens hat es für die Regierung und das Parlament keine verlässliche Bestimmung einer „Ausgangslage“ gegeben. Das mag bestreiten, wer die Fülle der Detailangaben in Bundestagsdrucksachen und Einzelstellungnahmen zusammenstellt, aber es wäre ja um einen *zusammenhängenden* Kontext gegangen. Darum ist etwas vermessen, spräche man heute

von den *Kriegszielen* des Jahres 2001/2. Im Nachhinein ist das aber gang und gäbe bei den Kritikern des Einsatzes. Das dritte Besondere an dieser Situation ist, dass es eine objektivierende Funktion aus der breiteren politischen Schicht gab, die einen breiten Teil der interessierten Öffentlichkeit informierte, aber nicht unbedingt weitere interessierte Schichten erschloss. Hier ist repräsentativ das Informationsnetzwerk des Abgeordneten Winfried Nachtwei zu nennen, der sich zur Partei-übergreifenden Instanz in Sachen Afghanistan entwickelte. Die politischen Stiftungen trugen ebenfalls zur Schaffung einer informierten Teilöffentlichkeit bei. Schließlich sind hier noch Einrichtungen der kirchlichen politischen Bildung (v.a. evangelische Akademien) zu nennen, die langfristige Informationspolitik zum Einsatz machen, allen voran Villigst oder Meissen, und vor allem Loccum. Das ist demokratiethoretisch und praktisch ein gutes Zeichen für eine funktionierende zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit, aber es stellt der Informationspolitik von Regierung und Parlament kein gutes Zeugnis aus.

Im vorletzten Jahr (2010) sollte sich das ändern. Die Bundesregierung erkannte, dass der Unmut in der Bevölkerung, auch angesichts der Diskussionen um den 4.9.2009, über den Einsatz immer größer wurde und dass es schwieriger werden würde, eine parteiübergreifende Zustimmung zur Mandatsverlängerung nur im Insiderkreis zu erlangen. Das war sicher keine opportunistische, wenn auch späte Einsicht. Es liegen nun mehrere Informationen vor, die alle die Handschrift des Sonderbeauftragten der Bundesregierung im Auswärtigen Amt, Michael Steiner, und des Sonderstabes Afghanistan-Pakistan (AFG-PAK) tragen. Zusätzliche Anstöße mögen von zwei weiteren Impulsen gekommen sein: dem Bewertungsbericht des damals neuen Oberkommandierenden von ISAF, McChrystal, an seinen Verteidigungsminister im August 2009 (McChrystal 2009); dieses Dokument sollte nicht nur die Fenster für den *population-centered approach* und die Aufstandsbekämpfung (COIN) öffnen, sondern gilt als Modell eines umfassend auch selbstkritischen Grundlagendokuments, auf dem Politik aufbauen kann. Dass diese Hoffnung sich unter McChrystals Nachfolger Petraeus nicht erfüllt hatte, steht auf einem anderen Blatt. Der zweite Impuls kam vom Festlegen der Übergangszeit (Transition) bis zum Abzug der Kampftruppen 2014.

In den Heimatdiskurs brachten die Berichte der Bundesregierung gleich mehrere neue Varianten ein: zum ersten die Tendenz, den Abzug als Ergebnis militärischer Erfolglosigkeit zu bewerten. Der ironische Slogan „declare victory and pull out!“ hatte eine neue Facette bekommen. Weil es keinen militärischen Sieg (über wen auch immer) geben konnte, sollte die Transition zur Korrektur von Fehlern der Intervention (4.11.2011, Michael Steiner) benutzt werden. Im Diskurs trat *Transition* an die Stelle von *Transformation* oder *Wiederaufbau*. Nach

2014 wird es weiter zivile Hilfe der internationalen Gemeinschaft geben, aber nunmehr an ein voll verantwortliches souveränes Afghanistan, das innerhalb kurzer Zeit dazu in die Lage versetzt werden soll.

Zum zweiten wird der *Erfolg* der deutschen Segmente des internationalen Einsatzes zivil und militärisch normativ festgelegt. Da es keine Zielvereinbarung für den Einsatz gab, bedeutet Fortschritt die relative Bewertung einer jetzt beobachteten Situation im Hinblick auf ihre Tragfähigkeit und die von ihr geschaffenen Ausgangsbedingungen für die Begegnung von Gefahren und das beherrschen von Risiken. Das alles wird durchaus informativ und mit einiger Konsequenz betrieben, nimmt aber viel Rücksicht auf alle Tatbestände, die den nachhaltigen Ausblick auf eine *mögliche Erfolgsgeschichte* behindern. Innerhalb des Diskurses gibt es nun eine Zangenbewegung: solange der militärische Einsatz mit dem *Security first* Ansatz die unabhängige Variable jeder Analyse ist, fragt sich, warum die Truppen nicht sofort abziehen und sozusagen einer gefühlten Niederlage dadurch entgehen; wenn aber zugleich die Bewährung der neuen Interventionsarmee in einem neuen Tugendkatalog ebenfalls gewünscht wird, dann müssen die Erfolge gerade der deutschen ISAF-Beteiligung herausgestellt werden – die gibt es zweifelsohne, ebenso wie viele Fehlschläge, und es gibt das Kunduz-Bombardement. Drittens aber deckt gerade der Fortschrittsbericht die Grenzen der deutschen Handlungsfähigkeit, die Schwächen der derzeitigen Bündnispolitik mit den USA und der NATO, die ambivalente Rolle Deutschlands im UN-Sicherheitsrat auf – und animiert geradezu zu einer Dekonstruktion des Nichtgesagten. So wichtig die Information zur Meinungsbildung über die Systemebene des Staates *in nuce* Afghanistan sein mag, die Lebenswelt der Afghanen, und damit die Möglichkeit der Solidarisierung (nicht Identifikation!) der Öffentlichkeit, werden ausgeblendet.

Die vorliegenden Analysen des Fortschrittsberichts (v.a. Janzen in diesem Band) machen deutlich, warum der Bericht keine Stellungnahme zu wahrscheinlichen Entwicklungen und Tendenzen geben kann, wie sie in Szenarien und lokalen Befunden zur Governance zum Ausdruck kommen. Eine vorläufige Prognose für den Heimatdiskurs in dieser Sphäre kann sein, dass sich die Kluft zwischen der Expertendiskussion und den Laien verfestigt, obwohl sie sich scheinbar verkleinert.

5 ZURÜCK ZUR THEORIE UND PRAXIS DES HEIMATDISKURSES

Die Interventionsforschung ist ein Teil einer transdisziplinären Forschung zu den militärischen und humanitären Interventionen in einer zunehmend globalisierten internationalen Politik, oder besser: Weltinnenpolitik. Daraus kann man auch ableiten, dass sie sich nicht mehr auf Zusammenspiel oder Antagonismus von Nationalstaaten allein bezieht, sondern vielfältige Kombination national-staatlicher, anderer staatlicher und nicht staatlicher Akteure und Strukturen zum Forschungsgegenstand hat. Obwohl der Grundlagen-Anteil dieser Forschung relativ hoch ist, warnen wir vor einer Dogmatisierung in „Interventionswissenschaften“, die dann die transdisziplinären Brücken wiederum kappen müssten und zu einer Beratungslehre von und für Interventionen verkommen würden. Im Theoriegerüst der Interventionsforschung spielen Interventionsgesellschaft und Interventionskultur eine wichtige Rolle; zu ihnen tritt der Heimatdiskurs als weiteres konstitutives Element.

Wir können so viel mit Bestimmtheit und Beleg sagen: jede *out of area*-Intervention provoziert und produziert einen Heimatdiskurs, allerdings in unterschiedlicher Intensität und kultureller Ausprägung, mit unterschiedlicher Reichweite und Wirkung. Da wird davon ausgehen, dass der Heimatdiskurs sowohl die Entscheidungen von Politik und Militär beeinflusst als er auch das Bewusstsein und die Aufmerksamkeit von Medien, Öffentlichkeit und Experten antreibt und von diesen modifiziert wird, gilt es, weitere Beweisführung auf die „Wirkungsforschung“ zu lenken, sofern die Prämissen, wie in diesem Kapitel, als Arbeitsgrundlage akzeptiert werden.

Der Heimatdiskurs ist zunächst *eine deutsche Angelegenheit* und er ist immer auch eine der intervenierten Gesellschaften, also besonders Afghanistans, aber in Bezug auf Deutschland; es gibt zwar analoge Diskurse in anderen Entsende- und Interventionsländern, aber nicht diesen Heimatdiskurs, wobei eine vergleichende Untersuchung zu den USA ansteht. Auch die „near neighbors“ und besonders Pakistan und Iran müssten hier genauer untersucht werden. Für die westlichen Interventionsländer gilt, dass in vielen dem Heimatdiskurs vergleichbare Thematisierungen nicht stattfinden oder subkutan sich ereignen, also (noch) nicht festgehalten und analysiert werden können. Bei einem Seminar der Universität Marburg mit dem CES und der Universität Coimbra 2011 in Lissabon²⁷ wurde deutlich, wie wenig die portugiesische Bevölkerung vom jahrelangen Einsatz ihrer

27 Tagung von CES (Coimbra) und CCS (Marburg) in Lissabon, Sept. 2011.

Armee in Afghanistan weiß, wie wenig die Gefallenen thematisiert sind und wie sehr die Aktionen der NATO selbstverständlich legitimiert sind.

Politikwissenschaftliche Leserinnen könnten monieren, dass die These, wonach der Heimatdiskurs tatsächlich die Entscheidungen und Wertungen zum Einsatz stärker beeinflusst als viele Ereignisse und Fakten, nicht hinreichend dicht belegt sei. Das gestehen wir zu diesem Zeitpunkt der Forschungen ohne weiteres zu. Wir entgegen aber, dass gerade die sozialwissenschaftliche Aufbereitung eines Feldes, das nicht unter der Dominanz des Staatlichkeitsparadigmas politisch und militärisch begrenzt wird, jene Lücken zu schließen beiträgt, die der State-Building-Ansatz durch seine Engführung der Interventionen so gravierend deutlich macht.

LITERATUR

- Assmann, A. 1999. *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.
- Bacevich, A. 2012. "Der American Way of War." *Blätter für deutsche und internationale Politik* 57(6), S. 91-96.
- Baecker, D. 2002. „Der Krieg als Ritual der Gesellschaft.“ In *Gott gegen Geld. Zur Zukunft des Politischen*, hrsg. v. U. Hass-Zumkehr und Dirk Baecker. Berlin: Alexander.
- Barcott, R. (2008). "Anthropology in Conflict: An Exchange." *Survival* 50(3), S. 127-162.
- Baumann, M. et al., Hrsg. 2011. *Feldpost – Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan*. Reinbek: Rowohlt.
- Bonacker, T. et al., Hrsg. 2010. *Interventionskultur. Zur Soziologie von Interventionsgesellschaften*. Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bussemer, T. 2010. „Politik, Presse, Publikum.“ *Vorgänge* 29(192), S. 8.
- Chiari, B., Hrsg. 2012. *Auftrag Auslandseinsatz*. Freiburg: Rombach.
- Danner, M. 2011. „After September 2011: Our State of Exception." *NYRB* 58(15), S. 4.
- Daxner, M. 2010. *We are One Tribe – Live in the Society of Intervention*, AAN 13.05.2010. www.aan-afghanistan.org/index.asp?id=750 (aufgerufen am 20. August 2012).
- Daxner, M. 2011. „Die Interventionsgesellschaft Afghanistans.“ *Vorgänge* 50(195), S. 13.
- Eckert, J., Hrsg. 2004. *Anthropologie der Konflikte*. Bielefeld: transcript.
- Engelhardt, T. 2010. *The American Way of War*. Chicago: Haymarket.

- Fontane, T. 1905. *Das Trauerspiel von Afghanistan. Gedichte*. Stuttgart und Berlin: Cotta.
- Franck, T. M. 2001. "Are Human Rights Universal." *Foreign Affairs* 80(1): S 13.
- Gant, J. 2009. *One Tribe at a Time*. United States Army Special Forces. (nicht mehr online aufufbar).
- Heer, H. 2004. *Vom Verschwinden der Täter. Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei*. Berlin: Aufbau.
- Heer, H. et al, Hrsg. 1995. *Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*. Hamburg: Zweitausendeins.
- Herberg-Rothe, A. and R. Thiele. 2011. „Vom Staatsbürger in Uniform zum demokratischen Krieger.“ *Vorgänge* 50(1), S. 27-35.
- Hetherington, T. 2010. *Infidel*. London: Chris Boot Ltd.
- Joffe, J. 2009. „The Default Power.“ *Foreign Affairs* 88(5), S. 14.
- Junger, S. 2010. *War*. London: Fourth Estate.
- Kirst, H. H. 1994. *08/15*. Klagenfurt: Kaiser.
- Kisch, E. E. 1993. *Asien gründlich verändert. Egon Erwin Kisch - Gesammelte Werke*. Berlin: Aufbau.
- Koehler, J. 2012. *Social order within and beyond the shadows of hierarchy. Governance-patchworks in Afghanistan*. Berlin: SFB Governance Working Paper Series 21.
- Koenigs, T. 2011. *Machen wir Frieden oder haben wir Krieg? Auf UN- Mission in Afghanistan*. Berlin: Wagenbach.
- Kurbjuweit, D. 2011. *Kriegsbraut*. Berlin: Rowohlt.
- Maass, P. 2011. „The Toppling.“ *The New Yorker* 10. Januar 2011.
- Marx, K. und F. Engels. 1976. *Karl Marx und Friedrich Engels: Werke*. Berlin: Dietz.
- McChrystal, S. A. 2009. *ComISAFs initial assessment*.
- Mingels, G. und T. Würger. 2012. „Ein Opfer, ein Held.“ *SPIEGEL* (10/2012), S. 6.
- Müller, A. 2012. „Kämpfer, Spezialist, Lückenbüßer? Die Reserve der Bundeswehr auf dem Weg zur Einsatzarmee. Auftrag Auslandseinsatz.“ In *Auftrag Auslandseinsatz*, hrsg. v. B. Chiari, S. 175-186. Freiburg: Rombach.
- Quest, E. 2006. *Ein Portrait Annemarie Schwarzenbachs mit dem Schwerpunkt auf ihrer Reise nach Afghanistan 1939/40*. Konfliktsoziologie Israel, Afghanistan, Balkan.
- Reinhardt, K. 2001. *KFOR: Streitkräfte für den Frieden*. Frankfurt/M.: Blazek & Bergmann.

- Scharping, R. 1999. „Der Stein auf unserer Seele. Deutschland und der gerechte Krieg – Eine Antwort auf György Konrad.“ In *Der westliche Kreuzzug. 41 Positionen zum Kosovo-Krieg*, hrsg. v. F. Schirmacher, S. 129-136. München: DVA.
- Scharping, R. 1999a. *Wir dürfen nicht wegsehen. Der Kosovo-Krieg und Europa*. Berlin: Ullstein.
- Scheil, S. 2003. *Legenden, Gerüchte, Fehltritte*. Graz: Stocker.
- Schwarzenbach, A. 2001. *Alle Wege sind offen*. Basel: Lenos.
- Seiffert, A., Phil Langer, und Carsten Pietsch, Hrsg. 2012. *Der Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan. Schriftenreihe des sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr*. Wiesbaden: VS.
- van Crefeld, M. 2009. *Gesichter des Krieges : Der Wandel bewaffneter Konflikte von 1900 bis heute*. München: Siedler Verlag.
- Waterston, A., Hrsg. 2009. *An Anthropology of War. Views from the Frontline*. New York: Berghahn.